

17

# Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

## Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

1887.

Lebensabriß

von

**A. Salomon Bögelin,**

Dr. phil. und Professor.

(Schluß.)

Zürich,

Druck von Drell Füßli & Co.

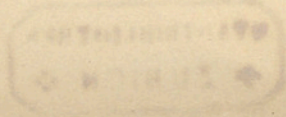
## Zum Titelblatt.

---

Den Neujahrsblättern von 1884—1886, die mit dem gegenwärtigen dem Andenken der beiden Vögelin, Vater und Sohn, gewidmet sind, wurde neben ihren Bildnissen eine Abbildung des „alten Ritterhauses“ (Seidenhofes) in Zürich beigegeben, welches 1808 dem Vater Vögelin zum werthen Wohnsitz für mehr als vierzig Jahre wurde, in welchem ihn der Sohn und dessen Familie bis zum Schlusse seines Lebens umgaben. (Neujahrsblatt 1885, S. 73, Anm. 150.)

Als Seitenstück zu jener Abbildung folgt mit dem gegenwärtigen Blatt (nach dem Wunsche der Kommission des Konventes für das Neujahrsblatt) eine Abbildung des alten Klosters St. Georg zu Stein am Rhein, einst des ältern Vögelin Wiege, deren alterthümliche Räumlichkeiten auf das Erwachen des ihm eigenen und durch ihn auf den Sohn übergegangenen Sinnes für Kunst und Geschichte von nicht zu verkennendem Einflusse waren.

---





nach einer Radierung von J.J. Biedermann.

STEIN <sup>a</sup>/<sub>R.</sub>

Hofer & Burger, graph. Anst. Zürich.



## Lebensabriß

von

**M. Salomon Bögelin,**

Dr. phil. und Professor.

(Schluß.)

### V.

Als Salomon Bögelin im Herbst 1828 aus Deutschland nach Zürich zurückkehrte, brachte er die mannigfaltigsten Eindrücke, philologische, philosophische, theologische, literarische und künstlerische, mit sich. Allein gerade in diesem Reichthum der Anregungen war ihm die innere Entscheidung über seinen Lebensberuf wieder in die Ferne gerückt worden. Noch glaubte er alle Seiten seines Wesens in gleicher Weise ausbilden zu können. Wohl betrachtete er die klassische Philologie als seine Hauptdisziplin, daneben aber wollte er weder auf das Studium und die praktische Ausübung der Theologie noch auf die Pflege seiner übrigen gelehrten und ästhetischen Interessen verzichten. Und so verfiel er einer Getheiltheit seines Sinnes und einer sich zersplitternden Vielthätigkeit, die ihm Zeit lebens eigen blieb und welche zunächst dazu beitrug, ihm für lange Zeit den Weg zu einer festen Lebensstellung zu verschließen.

Gleich im Herbst 1828 trat Bögelin in das Vikariat für den Lehrer des Griechischen an der (dem jetzigen untern Gymnasium entsprechenden) Gelehrten-Schule, den erkrankten Chorberrn Bremi, ein, von dessen Lektionen er einen bedeutenden Theil übernahm. Diese Stellvertretung dauerte bis zur Aufhebung der Schule zu Ostern 1833; sie gab Bögelin von Anfang an Sitz und Stimme im Schulkonvente, und er scheint sich hierbei sehr behaglich gefühlt zu haben, denn schon zu Weihnachten 1828 schreibt ihm sein Freund Bockhard (damals Privatlehrer bei einer Familie zu Bern): „Ich muß noch Platz behalten, um Dir im Ernst zu gratuliren zu Deinem Schulamt und dem damit verbundenen Sitz- und Rede-Recht im Synedrium. Heus tu! [Sieh Obacht!] Das macht mir fast Angst für Dich und für Zürich, nämlich Du werdest die Chorherrenzunft frühzeitig liebgewinnen, und Allzuvieles gut und recht finden. Ignosce! [Verzeih!] Freylich sah ich in Dir schon längst ihren Ritter.“

Daneben vikarisirte Bögelin gelegentlich auch für den Professor F. S. Ulrich in der philologischen Klasse des Karolinum (Oberes Gymnasium oder Hochschule). Namentlich aber hielt er ohne amtlichen Auftrag von

sich aus — in der Art der Privatdozenten an einer Hochschule — Vorlesungen am Karolinum, <sup>55)</sup> wie das schon vor ihm Dr. Ludwig Hirzel für's Hebräische gethan hatte. Vögelin las mit den Studenten einzelne ausgewählte Biographien des Plutarch in kursorischer Weise. Es mag gestattet sein, aus der Ansprache, mit der er diese seine freie Lehrthätigkeit eröffnete, einige für seine Auffassung des Alterthums charakteristische Worte wiederzugeben.

„Wie es überhaupt der Zweck von jedem Privatkollegium seyn wird, etwas darzubieten, was in die öffentlichen Lektionen nicht aufgenommen werden kann, so wünschte auch ich, indem ich diese Stunden ankündigte, eine Seite der humanistischen Ausbildung zu befördern, welche in unsern öffentlichen Anstalten weniger Anwendung findet, ich meine die rasche, eine größere Masse umfassende Lectur, welche gewöhnlich die kursorische genannt wird. Die entgegengesetzte Weise des sog. statarischen Lesens [wo man bei jedem einzelnen Punkte so lange verweilt, bis er vollkommen deutlich geworden ist] ist nach meiner Ueberzeugung und eigenen Erfahrung ein unentbehrliches Mittel für Jeden, der wirklich in eine Sprache einzudringen wünscht, und ohne die Begleitung, ja das Vorangehen derselben kann von kursorischer Lectur kein rechter Gewinn gezogen werden. Allein ist jener ein Genüge geschehen, so scheint mir diese eine schöne und wünschenswerthe Zugabe, besonders auch für solche Jünglinge, die etwa ihre spätere Lebensbahn aus dem unmittelbaren Studium des Alterthums entfernen wird. Für solche vorzüglich dünkt es mich erfreulich, wenn sie jetzt auch in etwas weiterm Umfange mit jenen musterhaften Geisteswerken der Alten bekannt werden, deren Sinn und Geist vielleicht in kleineren Partien ihnen weniger aufgieng. In der raschern, mehr auf den Inhalt gewandten Betrachtung erfahrt uns leichter das Großartige der Alten: wer Einmal diese Klänge der reinern Natur und Kunst vernehmen und lieben lernte, welche hier uns begegnen, der wird sich nie mehr ganz von ihnen abwenden, und sie werden ihn selbst durch die geschäftvollen Jahre des Berufes begleiten, ihn kräftigend und belebend, sie werden ihm das Höhere sichern im Drange der Verhältnisse, und das Menschliche in den Tiefen der Forschung. In solchen Gedanken ist es, daß ich eine raschere, mehr kursorische Behandlung meines Schriftstellers mir vornehme. —

„Noch hätte ich über die Wahl des Schriftstellers ein Wort zu sagen, das ich aber um so kürzer fasse, da der Erfolg und nicht die Vorrede diese rechtfertigen soll. Es war mir um einen Schriftsteller zu thun, der theils neben den öffentlichen Kollegien Ihnen noch neu, theils zum Genusse, ja zur Erhebung der Jugend geeignet sey, und ich hoffe nicht, daß Sie in diesem letztern andere Erfahrungen machen werden als ich selbst und so viele Jünglinge in allen Zeitaltern.

„Daß ich aber gerade diese Parthie der in Plutarch's Biographien dargestellten alten Geschichte wählte, dazu bewog mich die Größe der Charaktere, die in den Kämpfen des weltbeherrschenden Roms mehr als irgendwo hervortritt. So habe ich denn an die Spitze unserer Betrachtung Cäsar gestellt, in dessen Leben die ganze Umwandlung der Republik enthalten ist, gleichsam als historischen Ueberblick des Ganzen; ihm folge, erläuternd und in's Einzelne einführend, Pompeius; dann möge sich im Jüngern Cato das Bild des vollendeten Römischen Weisen uns zeigen, und der edle Brutus schließe, der letzte Römer, den Kreis dieser Scenen. —

„Vielleicht fällt es Ihnen auf, daß ich die von Plutarch selbst beabsichtigte Zusammenstellung Griechischer und Römischer Helden verlasse: allein der historische Zweck der Zusammenstellung des Gleichzeitigen schien mir von überwiegender Wichtigkeit. Wenn überhaupt eine solche Vergleichung schwerlich etwas Reelles liefern kann, so wird Jedem ein Blick auf die *συζησις* [die die einzelnen Griechischen und Römischen Helden vergleichenden

Schlusskapitel] Plutarch's selbst belehren, daß diese gerade der schwächste Theil seiner Arbeit sind, und des geschichtlichen, gemüthlichen Sinnes eher entbehren, der sonst seine Darstellung schmückt. — —

„Und somit sey denn freundliches Zutrauen und Aufmerksamkeit meinem Beginnen förderlich, auf daß den freudigen Bestrebungen ein erfreulicher Erfolg zu Theil werde, und daß Ihnen und mir diese Stunden ein frohes Gedächtniß zurücklassen.“

An diese öffentliche Thätigkeit Bögelin's schlossen sich Privatstunden an, die er in verschiedenen Familien ertheilte. So unterrichtete er namentlich mehrere Jahre hindurch den jungen Alfred Escher, den sein Vater, Heinrich Escher-Sollitoser im Belvoir, von den öffentlichen Schulen ferne hielt, um ihn nicht dem Umgang mit unangemessenen Schul- und Spielfkameraden auszusetzen. Das Verhältniß des „dankbaren“, des „treu ergebenen Schülers“ zu dem Lehrer war bis 1836 ein herzliches, und nicht ungerne erinnerte sich Bögelin auch noch später jener Zeiten. Mit besonderer Genugthuung aber betonte er, wenn darauf die Rede kam, daß es seinen Vorstellungen gelungen sei, die Bedenklichkeiten des Vaters Escher zu überwinden, so daß er sich entschloß, die bisherige Isolirung seines Sohnes aufzuheben und ihn den öffentlichen Schulen zu übergeben.

Mit Johann Kaspar Drelli blieb Bögelin im freundlichsten Verkehr. In einem Briefe an Bosphard vom 15. Juni 1829 führt er eine Stelle aus dem Programm des Karolinums an, in der Drelli der Mitarbeiterschaft seiner jungen Freunde erwähnt. „Ich wollte nur, das könnte mich auch angehen. Aber das promovere incepta [das Angefangene fördern] ist leider für mich selbst mir nicht gegeben, geschweige für Herrn Prof. Drell. Aber ein edler, liebender Mann ist er! Und auch auf Dich hoffte er!“ (Dann meldet Bögelin, daß auch Pfarrer Jäsi Drelli's hermeneutische Stunden besuche.) Im Oktober berichtet er, daß er mit Drelli den Dante lese, und unterm 2. Juli 1830 schreibt er demselben Freunde: „Nicht wahr, Du verzeihst die Säumniß! Eine Hauptursache waren drey holländische Professoren von Leiden, die von Mittwoch bis Samstag hier waren und zu deren Gesellschaft mich der gütige Drell einlud. Es wurden mir da manche anmuthige Stunden zu Theil, wenn gleich die Wissenschaft nicht scharf bereichert ward. Ich habe See und Berge lange nicht mehr so genossen, ich konnte einmal wieder meine Hymnen auf Hermann absingen, und endlich sah ich in Mariahalden neben herrlichen Gemälden, die ich nicht genöß, eine geistreiche Gräfin [Maria A. Sophia Theresia von Benzel-Sternau, geb. Freyin von Seckendorf] die mir noch eine liebe Jugenderinnerung war, ihr Treiben und Wesen mit den Fremden, mit dem befreundeten und, scheint es, sehr in Affektion genommenen Drell, und mit uns, seinen angehängten Schülern; und vorzüglich ihres Gutes herrliche Bäume und Wasserwogen — — Wie lieblich erschien mir der theure Drell bei diesem Besuche der Fremden! Es war eine Kindlichkeit über ihn ausgegossen; fast frauenhaft suchte er ihnen jede Stunde lebendig und schön zu machen; und wie ein Knabe, der Jüngling wird, genöß er die Natur, ja Luft und Licht. Ich glaube immer, er ist der ausgebildetste Geist, den ich noch sah — denn Schleiermachers Geist sah ich nur sehr, sehr von fern.“

Neben den philologischen Studien setzte Bögelin auch die theologischen fort, und ließ sich immer bereit finden, zunächst seinen Freunden, dann aber auch sonst in Nothfällen mit Predigten auszuhelfen. Besonders über die Festzeiten ward er übermäßig in Anspruch genommen. In der Char- und Ofter-Woche 1829 leistete er bei dem achtzigjährigen Dekan Ori in Regensdorf förmliche Vikariatsdienste. In solchem

Gedränge half er sich denn, wie man sich zu helfen pflegt: „Ich hätte, wenn alte Predigten aussagen und wieder aussagen, könnte predigen heißen, auch nach Kräften geprediget.“<sup>56)</sup> Namentlich aber kam ihm die Liebhaberei seines Vaters zu Statten, Predigt-Dispositionen zu entwerfen, und durch den Sohn ausführen zu lassen: „Ich schäme mich in aller frohen Benützung fast, wie durchaus mir Papa die Predigt, das ganze Schema, nicht nur den Plan gemacht. Jedoch freut es ihn, so seine Gedanken niederschreiben und vortragen zu lassen, und so ist es mir noch ein Verdienst vor Gott.“<sup>57)</sup>

Auch an gemeinnützigen Bestrebungen nahm Bögelin regen Antheil. So führte ihn der Vater schon 1828 in die sog. Moralische Gesellschaft, eine im vorigen Jahrhundert zur gegenseitigen moralischen Förderung der Mitglieder und zum Wohlthun im Stillen gegründete Vereinigung von Geistlichen, Staatsmännern, Kaufleuten u. s. w., ein, welche in ihren wöchentlichen Zusammenkünften Fragen der Armenunterstützung, der Hebung des Volkswohlstandes und der Gemeinnützigkeit behandelte.<sup>58)</sup> Auch der im Jahre 1816 gestifteten sog. „Wohlthätigkeitsgesellschaft“ oder „Gesellschaft zur Unterstützung armer Lehrknaben“, welche sich 1833 auflöste, 1835 aber als „Lehrknabengesellschaft“ neu organisirte, gehörte Bögelin schon frühe an. —

Nebenbei betrieb Bögelin historische Studien, als deren erste Frucht 1832 das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek, eine kurze Lebensskizze des Luzerner Franz Ursus von Balthasar, erschien. Mit Leidenschaft aber vertiefte er sich auch jetzt in die ausländische und in die Deutsche Literatur, in die Poesie der alten und neuen Zeit. Unter den Deutschen Dichtern theilten sich Jean Paul, Göthe, „bekanntlich der begabteste der Gegenwartsprediger“, und Platen in die höchste Verehrung. Letzterer setzte nicht nur den Philologen durch die korrekte Handhabung der klassischen Versformen und durch die in Aristophanischem Geiste geschriebenen Komödien in Entzücken, sondern berührte auch inhaltlich aufs Unmittelbarste persönliche Erlebnisse und Stimmungen Bögelins.

Auch jetzt erhöhte sich Bögelin den Genuß des Besten, was ihm in der Literatur begegnete, durch Vorlesen im Familienkreise. Diesem und dem Umgang mit den Freunden in Zürich widmete er einen großen Theil seiner Muße, während er mit den auswärtigen Freunden eine überaus umfangliche Korrespondenz unterhielt. Unausgesetzter schriftlicher Austausch, in dem er einerseits sein eigenes Wesen in allen seinen Falten darlegen, andererseits mit sinnigster Theilnahme sich in die Eigenart und in die Verhältnisse seiner Freunde hineinversetzen konnte, war ihm unmittelbares Lebensbedürfniß. Seine Freunde waren aber auch überzeugt, in Bögelins Briefen einen Schatz ganz seltener Art zu besitzen, und sie gaben diesem Gefühl in immer neuen Dankesworten Ausdruck. So schreibt Kaspar Wolf: „Bögelin vergalt [in seiner Korrespondenz], was er empfing, dreifach und sechsfach aus der reichen Fülle seines Geistes und seines Herzens.“<sup>59)</sup> — Der nüchterner angelegte Johannes Boshard: „Du hast mir zu den Empfindungen, die mein Gemüth zu stark bewegten, um recht genossen zu werden, den deutenden Ausdruck gegeben, und ich möchte sagen, Dein Brief hat mich erst gelehrt, wie glücklich ich [im neu angetretenen Pfarramt und Brautstand] sey.“<sup>60)</sup> — Der geistreiche Diethelm Burkhard: „Du hast das seltene Glück, die zartesten Gefühle, die unser Einem nur wie leichter Athem die Brust erhöhen, schnell und schön in Worte zu fassen, die sie ganz sicher und treu weiter tragen. Wie glücklich der, dem solche Worte [von Dir] kommen, sie sind nicht bloße Erinnerungen an Dich, sie bringen Dich selber mit, sie regen ein Leben in ihm an, dem Deinigen gleich! So etwas hab' ich erfahren durch Deine Briefe, und weiß also zuerst nichts Angelegentlicheres zu thun, als Dir von Herzen zu danken und Dich zu bitten: Bleibe mir, was Du mir bist!“<sup>61)</sup>



Aber eben diese Briefe zeigen auch, wie unbefriedigt; ja unglücklich Bögelin in diesen Jahren sich fühlte, wie verfehlt seine Stellung, wie ausichtslos seine ganze Existenz ihm erschien. Gegenüber seiner eines Mittelpunktes entbehrenden Vielthätigkeit war ihm die Wirksamkeit eines Pfarrers in ihrer festen Begrenzung immer wieder das Ideal — aber ein Ideal, dem doch seine Beanlagung zu wenig entsprach, als daß er sich demselben hätte zuwenden mögen. „Ich kann nun einmal — schreibt er im August 1829 seinem Freunde Bosphard — nicht Pfarrer werden, und etwas werden die Buben am Gymnasium immer lernen, wie unbefriedigt auch mein Gewissen bleiben mag.“ — „Du bist — ruft er demselben drei Jahre später zu — vor Gott und vor Menschen ein ganz Anderer als ich zerfließende Welle!“ —

Die Klage steigert sich, wenn er sie in das Herz seines Busenfreundes Fritz Hafner ausschüttet. Das Geburtstagsfest desselben drängt Bögelin folgende schmerzliche Vergleichung auf:

In voller Thatkraft herrlichem Glanze stehst  
Auf Deinen Höhen freudig und freundlich Du.

Rings um Dich blühen schattender Bäume viel,  
Einst Früchte spendend Dir, der sie pflanzete.

Mir bietet keine Früchte das Leben dar,  
Nie schaff' ein Werk ich, das mich belohnete:

Das Höchste, was mich je erfreute,  
Blüthen nur sind es, die schnell verwelken.

Wo Andre froh sich regen in kräftiger Lust,  
Da muß ich fern steh'n, einsam und thatenlos:

Und kaum in heil'ger Seher Tönen  
Maßt mir das Leben, ein flüchtig Traumbild!

„Warum — ruft Bögelin demselben Vertrauten im Juni 1830 zu — warum geht Ihr Alle, Du voran, der Bestimmung der Jahre so schön entgegen, und ich allein bleibe in That und Empfindung wie ich als Knabe war, wie ich es damals nur als Uebergang zum Künftigen erträglich fand? Andern verschwinden die Jugendklagen und lösen sich auf in die Harmonie ruhiger Zufriedenheit: und mir tönen sie immer schneidender, je weiter sich die Zeit um mich bewegt.“

Und in demselben Herzenserguß offenbart er den letzten Grund, warum er an eine glücklichere Zukunft nicht zu glauben vermag. Dem Freunde stand die Geburt seines ersten Kindes bevor: „Ach — ruft Bögelin aus — ich wollte Dir noch Glück wünschen zu diesen Tagen der Erfüllung der heiligsten Hoffnungen — aber es wird mir Alles zur Klage. Es ist selbstisch, daß ich klage, wo meine Seele sich freut des Glückes meines Theuren: aber es ist nicht aus dem Leeren. Ich hätte wahrlich für weiblichen Werth auch Sinn, und alle Eitelkeit zu glauben, daß ich einem Mädchen könnte frohe Stunden bereiten, ich kann nur bitter seufzend der Einsamkeit gedenken, die immerdar um meine Eltern wohnen soll, um die bereits die Welt so sehr verstummt ist, der Einsamkeit, die einst auch mich ans Ende des Lebens führen soll! Ich muß mich abwenden, wenn der Stumpfe mit seinen Kindern glücklich dahin zieht — weil Mangel an Reichthum und traurige Mißgestalt mir verbieten, mich nach einer Gefährtin des Lebens umzusehen, wie sie ein durch Bildung verwöhnter Sinn mich wünschen ließe.“

Freilich erhob sich Bögelin's elastische Natur immer wieder aus solchen trüben Stimmungen. Zumal wenn eine festliche Stunde ihn zur Entfaltung seiner Kraft aufrief, und frohes Gelingen ihn lohnte. Ein solcher Tag war Zwingli's Todtenfeier zu Kappel am 11. Oktober 1831.

Die Männerchöre im Knonaueramte hatten beschlossen, in jenem Jahre ihre gemeinsame Gesangsaufführung auf dem Schlachtfeld von Kappel abzuhalten und sie zur Gedächtnißfeier des dreihundertjährigen Todestages Zwingli's zu gestalten. Die verschiedenen Sängervereine des Kantons, sowie die Schüler des Gymnasiums wurden offiziell zur Theilnahme eingeladen, A. Viste, C. von Blumenthal und J. G. Nägeli komponirten eigene Festgesänge, und als Redner wurden bezeichnet: Pfarrer Eplinger in Kappel für das Eröffnungswort, Pfarrer Burkhard in Birmensdorf für die Schlußpredigt; für die Hauptpredigt gewann man durch Vermittlung von Pfarrer Bockhard in Stallikon dessen Freund Bögelin. Ein milder, sonniger Herbsttag vereinigte die Sänger und die Gäste, die von Stadt und Land herbeigeströmt waren, auf der klassischen Stätte, und die Feier erhob sich in ihrer einfachen Würde zu einem kirchlichen Volksfest. Bögelin entledigte sich seiner Aufgabe in einer fein ausgearbeiteten Rede, welche in großen Zügen den Gang des Reformationswerkes zeichnete und — ganz auf dem Standpunkt des Reformationsfestes von 1819 — Zwingli als den von der Vorsehung berufenen Kämpfer und Märtyrer für „Licht und Recht“ feierte. Dem Feste angemessen verweilte die Schilderung am eingehendsten bei den letzten Lebenstagen und bei dem Untergang des Helden: „Was Zwingli's Leiche geschah — so schloß die schwungvolle Ansprache — das verhülle meine Rede: seine Seele war der Erde entschwebt, war aufgenommen in den Kreis der sieggekrönten Streiter Gottes: sein Lauf war vollendet, vollendet in dem herrlichsten Tode für Gott und Vaterland! Er hat die Palme errungen, und der feyhernde Enkel kann nur aufschauen zu seiner Höhe, und fromme Gelübde thun, dem erhabenen Vorbilde zu folgen; kann nur Dank und Bewunderung ihm weihen. Auf denn, du unser Lied, ertöne dem Herrlichen, sing' seinen Tod; singe sein ewiges himmlisches Leben!“

Nach der erhebenden Feier — berichtet die Festschrift — vereinigte ein geselliges Mahl über vierhundert Sänger und Freunde in einem der Amtsgebäude von Kappel. „Manches kräftige Lied erklang, mancher herzliche Trinkspruch erschallte. Es galt den Urhebern, den Leitern, den Rednern des Festes; es galt der Eintracht, dem Vaterlande und allem Guten und Schönen.“ Aus dieser Gesinnung heraus wurde denn auch eine Beisteuer an den Bau eines neuen Schulhauses für die Gemeinde Wildhaus erhoben, wo Zwingli's Hütte bisher als Schulstube benützt worden war. Und um recht anschaulich zu machen, daß der Feier jeder feindselige Gedanke gegen die katholischen Miteidgenossen, die einstigen Sieger von Kappel, ferne liege, wurde auch eine reiche Liebesgabe für die Urner und Unterwaldner an den Ufern des Vierwaldstättersees gesammelt, welche durch Uberschwemmung, Bergschlipfe und Mißwachs in die bitterste Noth gerathen waren. „Als die Sonne sich senkte, und das herbstliche Abendroth den reinen Himmel überzog, schieden die Freunde, innig vergnügt, und im Herzen den schönen Tag segnend.“<sup>62)</sup>

Was dieser Feier aber für Bögelin einen ganz besondern Werth verlieh, das war, daß sie den Blick von den ihm peinlichen politischen Zuständen der Gegenwart weg und einer großen, wie ihm schien ganz idealen Vergangenheit zuwendete. Und hier haben wir die Rückwirkung des Ganges der öffentlichen Angelegenheiten auf Bögelin's Entwicklung zu betrachten.

Merkwürdig frühe, schon in seinen Jünglingsjahren, hatte Bögelin das Gefühl, in einer im Niedergang begriffenen Zeit zu leben, deren Bann ihn darniederhalte. Als ihm der Vater im August 1827 den Tod Johann Martin Asters nach Leipzig meldete, brach der Sohn in die Worte aus: „Ich kann nur Dir nachrufen: auch dieser! Das ist eben der Sommer meiner Jugend und die Lähmung meiner Geistesflügel, daß ich in Allem zum Ende gekommen bin! Die Edelsten meiner Vaterstadt und die Edelsten Deutschlands habe ich nur scheiden gesehen, oder erst, da sie geschieden waren, gehört, wie bald nach meinem Eintritt ins Leben es geschehen: Alles bewegte und erregende Leben ist vor meiner Knabenzeit ermattet, in Kunst und Geschichte wie in unserm häuslichen Kreise.“

Es ist sehr verständlich, wie einen aufstrebenden jungen Mann in den 1820er Jahren der Eindruck überkommen konnte, seine Jugend sei in eine dürre, ja nach dem geistigen Aufschwung des vorigen Jahrhunderts in eine niedergehende Zeit gefallen. Und die meisten Altersgenossen Bögelins werden mehr oder minder bestimmt dieses Gefühl mit ihm getheilt haben. Allein während sich in der damaligen Jugend die Regeneration von 1830 schon vorbereitete und sich als Hoffnung einer bessern Zukunft ankündigte, sah Bögelin umgekehrt anstatt einer Erhebung aus der Misère nur immer tieferes Herabstürzen in dieselbe vor sich. Und gerade der große, mit dem Ustertag von 1830 einbrechende Umschwung war für ihn die Erfüllung seiner Befürchtungen. Bei ausgesprochenem Mangel an Interesse und Verständniß für das politische Leben faßte er zur Beurtheilung einer Zeit nur die Fragen der höhern Bildung ins Auge. So erschien ihm die Zeit vor 1798 als die eigentliche gute alte Zeit, nicht weil er gegen ihre vielfachen Mängel blind, oder gar weil er ein Aristokrat im politischen Sinne gewesen wäre, sondern weil er in ihr eine Periode hoher Kultur erblickte, die er durch die Revolution in brutaler Weise unterbrochen fand. Denn alle Kultur beruhte für ihn auf der organischen Weiterentwicklung des Vorhandenen. In diesem Sinne war er durch und durch konservativ, und mochte keine Formen preisgeben, wenn sie auch nur noch die Möglichkeit einer Neubelebung zu bieten schienen. Darum war er durch den Radikalismus, der nach neuen Gestaltungen hindrängte und mit den entgegenstehenden alten Zuständen und Einrichtungen ohne alle Umstände aufräumte, im Innersten abgestoßen und verlezt. Es war ihm unmöglich, die Vorstellungen von Radikalismus und Barbarei von einander zu trennen, zumal die Erweiterung der Volksrechte, welche die Staatsverfassung von 1831 mit sich brachte, ihm nur die Einleitung zur Demokratie, d. h. zur Pöbelherrschaft zu sein schien.

So hatte denn Bögelin, den namentlich die Verjüngung des Schulwesens (vgl. S. 7) tief ärgerte, auch seinerseits eine Regeneration unserer öffentlichen Zustände gewünscht; und seine Gedanken fand er zu seiner Freude ausgesprochen in der Denkschrift: „Über die Verfassung des Standes Zürich“, welche Johann Kaspar Bluntschli, damals im Einverständniß mit Ferdinand Meyer und F. L. Keller im September 1830 publizirte, um der gefürchteten Revolution vorzubeugen, und die den Mißmuth der jeder Reform abgeneigten „Alten“ erweckte.<sup>63)</sup> Als nun aber die tief im Volk gährende Bewegung über diese wenig weit reichenden Zugeständnisse hinwegschritt, als anstatt der geplanten partiellen Verfassungsrevision eine völlige Staatsumwälzung eintrat, und die Radikalen sich zwar nicht aller Staatsstellen, wohl aber aller Gewalt im Staate bemächtigten, da sah Bögelin, in Übereinstimmung mit seinem Vater und mit der Mehrzahl seiner städtischen Mitbürger<sup>64)</sup> nur Unheil für das Vaterland voraus. Zwar acceptirte er die neue Verfassung, in der er den damals einzig möglichen Schutz gegen die drohende Anarchie sah. Dabei aber machte er weder

aus seiner Ansicht von der Zeit überhaupt, noch aus seinem Urtheil über die neuen Behörden und die Ton-  
angeber das mindeste Hohl.<sup>65)</sup> Ja in einem einzelnen Falle ließ ihn der Zorn sogar seine tiefe Abneigung  
gegen die Publizistik überwinden und drückte ihm — charakteristisch genug! — die Feder zur Abwehr gegen  
eine literarische Verunglimpfung Bluntschlis in die Hand.<sup>66)</sup> Der Streitgegenstand selbst — eine Controverse  
zwischen Bluntschli und Regierungsrath Eduard Sulzer — bietet heute kein Interesse mehr. Bemerkenswerth  
aber ist der Schluß der Erklärung Bögelsins: „Neben den Parteyen des Tages beschäftigt sich noch eine nicht  
geringe Zahl ruhiger Bürger mit den Ereignissen des öffentlichen Lebens, die zwar weder Beruf noch Lust  
fühlen, selbsthandelnd aufzutreten, aber sich darum doch ihr eigenes Urtheil bilden und bewahren. Diese haben  
die neue Verfassung gerne sich angeeignet, theils um ihrer anerkannten Vorzüge willen (die sie freylich viel  
lieber durch Reformation als durch Revolution erreicht gesehen hätten) theils aus Bedürfniß der Ordnung und  
Ruhe: und treu und fest werden sie ihr ihre Achtung und Ehre bezeugen, und wo sie können auch von  
Andern verschaffen. Das aber werden sie sich nie zumuthen lassen, daß sie nun diese Achtung auch auf den  
Personenwechsel übertragen sollen, der so eifrig und durchgängig zugleich mit der Verfassungsänderung be-  
werktelligt wird. Vielmehr hoffen sie von dem schützenden Genius des Vaterlandes, der schon oft auf Dunkel-  
heit Helle folgen ließ, daß auch hier die Zeit eine Sönderung bringen werde, daß das Gute sich bewähre und  
befestige, das Schlechte aber und Verwerfliche dem Reinen und Edlen weiche.“

Im Übrigen flüchtete er sich aus der ihn anwidernden Gegenwart in die Geschichte zurück und suchte aus  
derselben Trost für sich selbst, Mahnung für Andere. So zeichnete er in dem schon erwähnten Neujahrsblatt der  
Stadtbibliothek für 1832 den „Knaben und Jünglingen der Vaterstadt“ das Bild des dem vorigen Jahr-  
hundert angehörigen Verfassers der „Patriotischen Träume eines Eidgenossen, von einem Mittel, die ver-  
altete Eidgenossenschaft zu verjüngen“, damit sie lernen, auch in trüber Zeit unentwegt den Pfad der Pflicht  
und der Tugend zu wandeln. Und mit deutlicher Beziehung auf Nächstliegendes schließt er: „Wohl an denn  
o Jüngling! in welche Zeit auch Dein Leben gefallen sey, glaube nie, Dir sey die Laufbahn der Tugend ver-  
schlossen! Und wenn Deine Verhältnisse, wenn der übermächtige Gang der Ereig-  
nisse Dir das Glück versagen, um Dich her dem Guten den Sieg zu gewinnen,  
so kämpfe in Dir und für Dich den Kampf bis zum Ende; und auch Dein Lohn wird die Krone des  
Sieges seyn!“

Vor seinen vertrauten Freunden aber schüttet er die ganze Bitterkeit aus, mit der die Gegenwart ihn  
erfüllt. So schreibt er an Bosphard den 11. November 1831: „Ich habe unsere Zeit nie für eine prächtige  
gehalten, schon weil sie die meine ist: aber ich meinte doch, es sei noch dieß und das Gutes daran: jezt kommt mir  
Alles Elend und Lüge vor, und ich muß mich schon waffnen, daß nicht selbst Kappels schöner Tag mir das  
bescheidene Licht verliere, das ich dort um ihn erblickte. Und wenn in solcher Zeit noch im Innerlichen und  
Persönlichsten Schmerzen und Entbehrungen neu und härter drücken, was mag dann trösten als Vergessenheit  
in glücklichen Stunden an Freundes Arm und Tisch, und neben diesen selten geschenkten, die Flucht in der  
Dichtung Hallen, die außer dem Sturm liegen? Arbeit ist wohl eigentlich die einzige Hülfe: aber sie füllt mir  
wie den Frauen immer nicht das ganze Seyn. Darum lerne ich wieder auswändig, und lese Hesperus und  
Wilhelm Meister zum wie vielsten Mal, und darum sende mir meinen Platen, der Liebe und der Schmerzen  
Dichterfürsten!“ — Und mit grimmiger Resignation unterm 26. Merz 1832: „So schmähslich die Zeit ist, so  
ist sie noch immer, wenn nicht zu gut, doch eben recht für mich.“

Schmerzlich war der Gang der Zeit für Bögelin aber auch speziell darum, weil er ihm einerseits seinen intimsten Freund, Heinrich Hug, anderseits seinen verehrten Lehrer, J. K. Drelli, entfremdete.

Auch Drelli hatte die durch den Tag von Uster eingeleitete Bewegung anfänglich mit Beängstigung erfüllt, denn auch ihm schien sie alles höhere geistige Leben zu gefährden. In diesem Sinne betheiligte er sich mit J. K. Bluntschli, Ferdinand Meyer, mit den Professoren Heinrich Escher, J. J. Gottinger, U. Fäsi u. a. an der Gründung des „Vaterlandsfreundes“<sup>67)</sup>, durch welchen die Liberal-Konservativen dem Radikalismus das Feld streitig zu machen, speziell dem von Ludwig Snell redigirten „Republikaner“ das Gegengewicht zu halten suchten. In diesem Sinne erhob er auch sonst seine warnende Stimme. Allein bald überzeugte er sich, daß die Führer der radikalen Fortschrittspartei wirklich große Ideale verfolgten, unter denen die Umgestaltung des gesammten Bildungswesens nicht das letzte war. Und als jene Führer sich nun direkt an Drelli wandten mit der Aufforderung, Pläne für die Reform des Karolinums und für die Neugestaltung des höhern Schulwesens zu entwerfen, als vollends der Gedanke einer Hochschule aufkam, die ihrer Bedeutung nach eine eidgenössische Universität werden sollte, und als Drelli zur Verwirklichung aller dieser Ideale in den neuen Erziehungsrath berufen wurde — da war er selbstverständlich für die radikal-fortschrittliche Richtung gewonnen und widmete ihr die ganze ihm eigene Begeisterung und schaffensfreudige Energie.<sup>68)</sup>

Diese Wendung ward Drelli in den konservativen Kreisen — und auch im „alten Seidenhof“ sehr verübelt; doch ward sie ihm verziehen. Was ihm aber dort nicht verziehen werden konnte, das war sein persönlicher Anschluß an die tiefgehaßten und zum Theil verachteten Häupter des Radikalismus, an F. L. Keller, David Ulrich u. A., denen er auch seine geistige Selbständigkeit preiszugeben schien. Der Unmuth über Drellis Haltung kommt in Bögelins Briefen seit dem Dezember 1831 zum Ausdruck. Damals aber war Drelli noch eifrig besorgt, seinem jungen Freunde in dem neuen Organismus der gelehrten Schulen eine Stellung zu schaffen. Bögelin berichtet unterm 12. Dezember 1831 an Bosphard, man rede davon, er solle „Oberlehrer“ werden, „Drelli meint aber auch, etwa Professor der alten Geschichte, Geographie und Archäologie, wobei ich gewiß ein sehr vorurtheilsloser Lehrer wäre, maßen ich von allem nichts weiß. Oder noch besser möchte er — denn er titulirte mich gar gern Professor (und ich leider auch!) — beides verbinden, so etwa 24 bis 30 Stunden!“

Bögelin scheint sich, als diese Projekte erwogen wurden, vorgestellt zu haben, es handle sich um eine bloße Reform des alten Karolinums und des mit demselben verbundenen Alumnates; allein bald sollte er eines Andern belehrt werden. Durch das Gesetz vom 25. Jenner 1832 wurde das alte theologische Alumnat im „Zuchthof“ in ein Stipendiat für die gesammten höhern Kantonallehranstalten umgewandelt; und unterm 12. April desselben Jahres erfolgte die Aufhebung des wenigstens durch sein Alter ehrwürdigen Karolinums. Darauf hin konnte an die Gesetzesvorschläge betreffend die „Kantonschule“ und die „Facultätsanstalt“ (wie man in jenem Stadium die Hochschule noch bescheiden nannte) die letzte Hand gelegt werden. Sie fanden ihre schließliche Gestaltung in dem vom Großen Rathe unterm 28. Herbstmonat 1832 angenommenen „Gesetz über die Organisation des gesammten Unterrichtswesens im Kanton Zürich“<sup>69)</sup>.

Für Bögelin waren die beiden Maßregeln der Aufhebung des Alumnates und der Stift neue schmerzliche Beweise, daß die Zeit keine reorganisirende, sondern eine zerstörende sei. Dem Alumnat hat er noch neun Jahre später ein Blatt pietätvoller Erinnerung gewidmet, welches zeigt, wie nahe ihm die Auflösung dieser Anstalt, als eines Vermächtnisses aus der Reformationszeit, gieng. Offen werden die Mängel, wird das Miß-

verhältniß zwischen den veralteten Formen und den Forderungen der Gegenwart zugegeben. „Längst hatten daher diejenigen, welchen die Verbesserung und Erneuerung vorzeitlicher Institute am Herzen lag, auch auf diese Anstalt ihren Blick und ihr Nachdenken gewendet. Allein an die Stelle solcher Verbesserung und Erneuerung, in welcher besonders das dritte Jahrzehend unsers Jahrhunderts die freudigsten und vielversprechenden Schritte gethan hatte, trat bekanntlich mit dem Anfang des vierten Jahrzehends eine gewaltsame Umwandlung alles Bestehenden. Indem diese namentlich auch auf die wissenschaftlichen sowohl als die wohlthätigen Anstalten unsers Staates angewandt wurde, so war es die naheliegende Folge hievon, daß auch bei dem Alumnat der mühsame und kostspielige Weg einer Erneuerung im Geiste und nach den Bedürfnissen der Gegenwart nicht eingeschlagen wurde“<sup>70</sup>).

Dieselben Betrachtungen, nur in verschärftem Maaße, drängten sich bei der Aufhebung der Stift und des mit ihr verbundenen Carolinums auf. Wenn wir sehen, daß neben Dr. F. L. Keller, Drelli und Eduard Sulzer auch Ferdinand Meyer und die Professoren Heinrich Escher und Hottinger sich für diese Maßregel entschieden und sie in den Behörden verfochten<sup>71</sup>), so kann ja kein Zweifel herrschen: sie war eine von allen fortschrittlich gesinnten Männern anerkannte Nothwendigkeit, wenn überhaupt das höhere Schulwesen gründlich reformirt werden sollte. Das schloß freilich nicht aus, daß die konservativen Stadtbürger darin — mit vollem Recht — einen politischen Coup Dr. Keller's erblickten, bestimmt, die letzte Burg der Aristokratie zu zertrümmern.

Wenn Bögelin sich trotz alledem um die Lehrstelle der griechischen Sprache nebst alter Geschichte und Literatur an dem neu geschaffenen obern Gymnasium bewarb, so that er es, weil er dieß seiner bisherigen Stellung und Wirksamkeit an der Zürcher Schule glaubte schuldig zu sein<sup>72</sup>), und weil die neue Schulorganisation eben doch allein den Weg zu einer ihn befriedigenden Lehrthätigkeit und zu der ersehnten festen Lebensstellung bot. Indessen that er diesen Schritt ohne große Hoffnung auf Erfolg. Denn während es in den stadtzürcherischen Kreisen als ausgemacht galt, die Stelle müsse Bögelin zufallen, schrieb er selbst den 12. Januar 1831 seinem Freunde Boshard: „Ich werde höchstwahrscheinlich die gewünschte Stelle des Griechischen am obern Gymnasium nicht erhalten, nicht wegen Chorherr Ulrich, der zurücktrat, sondern wegen der Fremden, auf die Keller und Ce. versessen sind; und Professor Drell ist wie immer der Narr und das Spiel der Keller, Hirzel, ja Bleuler x.“ — Noch am Abend desselben Tages erfolgte im Erziehungsrath die Entscheidung: 14 Stimmen fielen auf den Kandidaten Drelli's, Dr. August Wilhelm Winkelman aus Sachsen, 4 (darunter diejenige Hottinger's) auf Bögelin. Drelli aber richtete an Bögelin unterm 17. Januar folgenden denkwürdigen Brief:

„Mein Lieber!

„Mein ganzes Verfahren mag Ihnen hart und lieblos erschienen sein; mir selbst war es ein harter Kampf, der mir manche Stunde trübte, und bis an mein Grab trüben wird; weil ich Sie als Mensch den Menschen innig liebe. Rechtfertigen kann ich mich, der ich mich rein fühle, nur durch die offenste Darlegung meiner Grundsätze und Beweggründe.

„Nach unendlichen Kämpfen seit meinem ersten Auftreten in hier, 1819 — wo mir schon gleich Anfangs die ganze Beschränktheit und Verdrehtheit des hiesigen geistigen Lebens offen vorlag, die Mittel, beiden abzu-

helfen, nicht vorhanden waren — gelang es mir in Verbindung mit gleich wissenschaftlich gestimmten Männern, und durch die Nachhülfe vor allem einer alles zum Bessern umgestaltenden Zeit, ganz ähnlich derjenigen der Reformation, manches anzustreben, das jetzt verwirklicht ist, allen Sophismen, allem Hohn und Spott und Zweifel gegenüber.

„1. Das Alumnat in ein Stipendiat umgewandelt. Dieß hat sich nun auch den geistig Blinden gegenüber hinlänglich bewährt. Wenigstens würden die jetzigen Stipendiaten sich schwerlich mit ihrem Willen wieder in Alumnat mit ihren traurigen Convikten umwandeln lassen.

„2. Aufhebung des Chorherrenstiftes, — gegen meinen persönlichen Vortheil — als eines Zwingers der Hierarchie und, was mir noch wichtiger war, einer Burg der Unwissenschaftlichkeit und der offenbaren Hinderung alles frei wissenschaftlichen Lebens, durch den Einfluß, welchen früherhin die Chorherrn auch in den Schulconventen ausübten.

„Dieß war Ein Kampf; derjenige des Einreisens. Der zweite war der des Aufbaus. Derselbe liegt in dem Gesetze über das Stipendiat und in demjenigen über das gesammte Unterrichtswesen da; zur Erläuterung und Vertheidigung des letztern diente mein Bericht. 73)

„Gegenüber all' den, oft sehr plausibeln, Sophismen für den materiellen Realismus, dem Hohne und Spotte der Philister, der Nichthülfe, dem Lächeln Andrej, hat nun der Große Rath, mit der einzigen Opposition von neun Stadt-Bürcher-Militärs das Gesetz gegeben, welches unser höheres geistiges Leben sichert.

„Nunmehr war es hinwiederum meine heilige Pflicht im reinen Interesse unsers Staatslebens, so viel von mir abhing, die Kantonalanstalten so gestalten zu helfen, daß der Wissenschaft möglichste Rechenschaft getragen würde; natürlich, so viel von mir Einzelnen erstrebt wurde.

„Unendliches Gerede, unendliche Feindschaften mögen daraus entstehen: allein ich muß einmal rückfichtlos verfahren, weil ich rein nur das Heil unsers Vaterlandes will, gewiß nichts für mich, nichts für Freunde, als Freunde; nichts gegen Zürcher, darum weil sie Zürcher sind. Dieß wäre ja die äußerste Thorheit. Uebrigens ist sie schon durch Thatfachen widerlegt.

„Rückfichtlich nun der von Ihnen gewünschten Stelle hegte ich die Ansicht: „Der Innehaber derselben muß nothwendig an der Hochschule für Privatkollegien einstehen; zugleich so produktiv als möglich sein, damit wir vor dem deutschen philologischen Publikum mit ihm bestehen können.“ Nun fanden sich unter der Masse der Bewerber nach langem Forschen folgende als kompetent: Winkelmann und Sie. Auf's Gewissen befragte ich Hermann, welcher gegen mich in mehreren solchen Zeugnissen höchst edel und rein unbedingt gehandelt hat; er gab den höchsten Ausschlag für jenen. Diesem Hermannischen Zeugniß habe ich gefolgt, weil Winkelmann's Euthydemos mir ausgezeichnet erschien. Neben Ihnen beiden standen Klausen, den ich ebenfalls für sehr kräftig und produktiv halte, und deßhalb in meinem Referate Ihnen vorangehen ließ; übrigens, wenn es sich nur um den Wettstreit zwischen Ihnen und ihm gehandelt hätte, Sie vorgezogen haben würde: daneben waren noch sehr achtbare Männer, Krebs, (Quæstiones Diodoræ), Harleß, Jakobij, Halm, und so viele Andere, zum Theil bloß ihrer vielseitigen Ansprüche wegen, beseitigte.

„Vor allem bitte ich Sie, alles was geschehen mußte, nie als etwas Persönliches oder Politisches zu betrachten.

Stets Ihr

J. C. Drelli.“

Schonend, aber vollkommen deutlich führt Drelli hier die beiden Gesichtspunkte an, die seine Handlungsweise bestimmten: Er wollte die Gewißheit haben, daß an der mit unendlicher Anstrengung in's Leben gerufenen neuen Schule Männer seines Geistes, Genossen seiner Bestrebungen wirken — und: er verlangte von dem Professor des Griechischen am obern Gymnasium eine energische wissenschaftliche Thätigkeit, die ihn einerseits zur Aushülfe an der Hochschule befähigen, anderseits sich in großen literarischen Leistungen bekunden sollte. Dieß letztere nun war der schwache Punkt Bögelin's. In den mehr als vier Jahren seit seiner Rückkehr von Leipzig und Berlin hatte er weder den rastlosen Drelli, der seine Schüler zu Mitarbeitern heranzuziehen suchte, irgendwie in seinen Unternehmungen unterstützt, noch auch die kleinste eigene philologische Arbeit publizirt. So konnte er denn seiner Meldung keine andern wissenschaftlichen Ausweise beilegen als sein Kollegienheft über Plutarch's „Agis und Kleomenes“ und die vier ersten Druckbogen seiner — eben zum Behuf seiner Bewerbung veranstalteten — Ausgabe von Plutarch's „Brutus“. Wenn also Drelli das Hauptgewicht einer philologischen Gymnasialprofessur auf literarische Produktivität legte, so war gewiß sein Urtheil, daß jene Leistungen zur Legitimation nicht ausreichen, begreiflich. Zudem war er gedeckt durch das ausschlaggebende Wort Gottfried Hermann's, der ja beide Bewerber, Bögelin und Winkelmann, persönlich kannte, gegen erstern zwar die freundlichsten Gesinnungen hegte, in letzterm aber einen Stern allererster Größe erblickte; daher er denn auch Winkelmann weit über den von ihm gleichfalls nach Zürich empfohlenen Hermann Sauppe stellte.

Die Uebergehung Bögelin's war für ihn ein, wenn auch nicht unerwarteter, doch sehr harter Schlag, der für sein ganzes künftiges Leben entscheidend wurde. Zunächst sah er sich wieder auf das Ertheilen von Privatstunden angewiesen. Daneben aber habilitirte er sich, um mit der Wissenschaft in lebendigem persönlichem Verkehr zu bleiben, als Privatdozent an der Hochschule.

In die Gedanken und Stimmungen jener Tage geben uns Bögelin's Briefe vollen Einblick. Drelli's offenerzige und aus freundschaftlicher Gesinnung geflossene Eröffnungen beantwortete er unter dem 19. Januar in einem von edler Freimüthigkeit diktirten Schreiben, das wir mit einigen Kürzungen mittheilen:

„Mein lieber Herr Professor!

„Es ist mir ehrend und wohlthätig zugleich, daß Sie selbst, in dieser allerdings für mich schweren Zeit eine Ansprache an mich thun wollten, und ich bin Ihnen von Herzen dafür dankbar, um so mehr, da ich nicht läugnen kann, daß eigentlich nur das Verhältniß zu Ihnen mir diese Ausschließung zu einem Leiden macht, die ich aus andern Gründen und von andern Seiten her mir selbst lange vorausgesagt hatte. Darum herzlichen Dank, daß Sie mir die Liebe als Mensch dem Menschen annoch zusichern — glauben Sie, ich weiß, aus langem, mein Innerstes erquickenden Genuße, dieselbe zu schätzen!

„Nach Ihren Ansichten von der von mir gewünschten Stelle hätte es einer Rechtfertigung Ihrer Wahl nicht mehr bedurft: und nur, daß ich von andern Gedanken ausgieng, hat erst meine Hoffnungen und dann meine Ueberraschung veranlaßt. Ich glaubte, es werde bei der Stelle, zu der ich mich meldete, diese selbst und ausschließend ins Auge gefaßt: gründliche, lebendige, treue Belehrung, Weckung und Weiterförderung der anvertrauten Schüler werde von dem Lehrer gefordert. Dieses zu leisten traute ich mir zu, davon gab ich Rechenschaft und Proben, und wohl wäre mir auch für noch höhere Bestrebungen Einzelner Lust



und Kraft übrig geblieben. Eine Stelle aber an der Hochschule auszufüllen oder auch in die Ferne literarischen Glanz über Zürich zu verbreiten, dazu hätte ich, zum Letztern nie, zum Erstern wenigstens jetzt noch nicht mich anheischig machen können ohne große Selbstverblendung. Daß nun das Erste für mich nicht mehr ausreicht, wie es für Viele ausgereicht hat, und für Manche jetzt noch ausreicht — das ist freilich sehr schmerzlich für mich: ich weiß aber wohl, daß der mächtige Gang der Zeit viel Wünsche und Hoffnungen der Einzelnen niedertritt!

„Was dabei allein mich zu vielleicht nicht ungerechten Klagen veranlaßt, ist dieses, daß ich nicht bloß in frühern Jahren, sondern auch in dieser letzten Zeit in den Glauben, daß jene kleinere (oder doch in kleinerem Kreise sich bewegende) Aufgabe allein gefordert werde, hineingekommen, darin befestigt und von Niemandem herausgerissen worden bin. Wie früher diese Sache angesehen wurde, wissen Sie selbst am besten, und hätten Sie, was Sie vielleicht aus Schonung unterließen, mir noch in den Tagen der Anmeldung, ja selbst der Wahlen es eröffnet, daß die unerwarteten vorzüglichen Bewerber, mit deren Mehrern ich in gelehrter Hinsicht mich nie zu messen dachte, auch Ihnen jene höheren Wünsche für diese Stelle zum Ziel und Grundsatze der Wahl gemacht haben: so wäre mir eine Täuschung erspart worden, die — wie es jede ist — bitter war, und gewiß, ich hätte ruhiger meine Hoffnungen aufgegeben — —

„Ich habe, wie Sie sehen, ganz offen geredet, und auch das nicht verschwiegen, was mir bei dieser zerstörten Hoffnung zumeist oder allein bitter war: um so eher, hoffe ich, werden Sie mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich an ein persönliches Uebelwollen von Ihrer Seite nie gedacht habe, noch je es so ansehen werde, oder auch nur, als hätte politische Vorliebe Sie bei diesen Wahlen geleitet. Daß Verschiedenheit in den Ansichten über die höchsten Güter des bürgerlichen und geistigen Lebens manchmal an solchen, die uns lieb sind, uns leid thun muß, das kann wohl nicht anders sein: aber ich vertraue, Sie selbst haben unsere Uebereinstimmung in der Idee, die über den Gegensätzen liegt, immer geglaubt, und hätte es daher immer für Sünde gehalten, Ihnen Motive beizumessen, die nur niedre Seelen leiten können. Nein, ich glaube es Ihnen gerne, daß Sie nur das Heil des Vaterlandes wollen, und ich füge wahr und aufrichtig meinen Wunsch bei, daß es auf diesen Wegen unserm wissenschaftlichen Leben herannahen möge. Und wenn je meine Wünsche wieder mit dem, was Sie unserm wissenschaftlichen Leben heilsam glauben, sich sollten vereinen lassen, so vertraue ich, daß Sie gerne auch wieder jene unterstützen würden!

„Ich bleibe in jeder Lage

Ihr dankbarer, treu ergebener

E. Bögelin.“

Wie nahe ihm aber die Sache ging, und wie tief unglücklich er sich in seiner Zurücksetzung fühlte, das erfuhren seine vertrauten Freunde. Seinem Bosphard schreibt er, wenige Tage nach obigem Brief: „Oh wie mit Recht lobst Du Dein Pfarramt! aber ich hätte doch kein Pfarrer werden dürfen! aber wohl, wohl denen, die es sind — ich habe es gesagt, als noch ich und alle meinten, ich sei sicherer als jeder Pfarramtswünschende. Wenn man nur wenigstens fort könnte aus den Räumen, da man so überflüssig geworden: aber hätte ich auch Vater und Mutter nicht, ich könnte nicht lassen von dieser süßen Gewohnheit [des Lebens in der Vaterstadt].“ Und am 1. April in Bezug auf die dem Freunde zugesagte Osterpredigt: „Sie wird sehr gefühlmäßig werden, zumal noch die letzte Schulstunde am Sonnabend einen Leidton in mir angeschlagen,

der eben die ganze Charwoche durch in mir fort tremuliren wird und schwerlich schon am Sonntag Ostern findet! Ich bin doch ein armer Narr!"

Besonders schwere Tage waren nun für Bögelin der 14. März und der 29. April 1833; an jenem fand der feierliche Schluß des alten Karolinischen Gymnasiums, an diesem die solenne Eröffnung der Hochschule und der Kantonschule statt. Bei jenem ersten Akte wendete sich der Rektor, Professor S. U. Fäsi, im Rückblick auf die Anstalt, die nunmehr ihr Ziel erreicht hatte, an diejenigen Lehrer derselben, deren Wirksamkeit mit der Aufhebung der Stiftsschule ihre Endschafft gefunden hatte. Den wegen ihres Alters Zurücktretenden sprach er die dankbare Anerkennung der jüngern Generation aus. Denen aber, die sich durch Nichtwahl von der Bethätigung an dem neuen Gymnasium ausgeschlossen sahen, rief er tröstend und aufmunternd zu: „Nicht die Wissenschaft hat Ihre Dienste verschmäht; nein, je reiner Ihre Liebe zu dieser war, je uneigennütziger die Absichten, womit Sie derselben Ihre Kraft geweiht: desto weniger werden sie auch jetzt von ihrer thätigen Förderung sich ausgeschlossen fühlen; desto weniger sich in Verlegenheit finden, um, wenn auch in beschränkterer Sphäre, für Ihre Ausbreitung mit Erfolg wirksam zu sein; Sie werden zeigen, daß es noch edlere Beweggründe zu dieser Pflege giebt als die Hoffnung auf Anstellung, und dadurch jede Erschlaffung und Schwächung des rein wissenschaftlichen Sinnes in unserer Mitte verhindern. Durch solche Sinnes- und Handlungsart werden Sie auch den Anstalten, von welchen Sie die Begründung Ihrer wissenschaftlichen Bildung empfangen, den schönsten Dank, der jetzt in Ihrer Gewalt liegt, erstatten“<sup>74</sup>). Bögelin fand sich durch diese Ansprache aufgerichtet, und sie wird ihn nicht wenig ermuthiget haben, der Hochschule als Privatdozent seine Dienste zu widmen. Er schickte die Rede, sobald sie gedruckt war, seinem Freunde Wolf, und dieser antwortete ihm unterm 9. Mai: „Am letzten Sonntag Abend erbaute Fäsi's Rektoratsrede, für die ich Dir herzlich danke, meine Seele; fast kann ich mir nicht anders denken, als daß er sich, wohl wissend, was er sage, in einer Stelle zunächst an Dich gewendet habe, ja vielleicht allein an Dich. Ich weiß ihm Dank für sein Wort.“

Den 29. April aber schreibt er an Wolf: „Das ganze literarische Zürich ist im Casino und schwelgt in Wig, Begeisterung und Champagner: nur ich — neben Melchior Ulrich ganz allein [von den Dozenten der Hochschule] — bin still zu Hause, wehmüthig, demüthig, schwach und blöd. Da ist es zwar nicht sehr verbindlich, in solcher Stimmung einen Freund aufzusuchen, desto verdienstlicher aber für diesen, wenn er einem solchen Verkümmerten Trost und Licht ist.“

Und am Schluß des Jahres schüttet er sein Herz gegen Bosphard in diesen Worten aus: „Mein in dem an sich nicht, aber für mich übermäßigen Stundengeben (jeden Wochentag von 7 oder 8 bis 12 Uhr) abgemüdetes Leben hat so wenig Zeit für rechte Arbeit, daß es mir, so oft ich es einigermassen übersehe, unendlich elend vorkommt: meine Erholungen sind Zerstreuungen, aus denen, wenn nicht Unmuth, so doch Leere hervorgeht. Was kann ich aus einem solchen Leben einem Freunde vorführen? Mich selbst halten einzig die Bücher aufrecht, aber über diese ist wieder nicht zu schreiben! In lebendiger Gegenwart ist es freilich völlig anders: da thaut die Seele auf, oder besser noch, die Nebel weichen und Sonne bringt den Tag zurück.

„Und wenn es Dir in Deinem Hause wohl geht, so denke mitleidig des Armen, dem der Himmel so viel gab, nur das Heil nicht, Eines recht zu besitzen. Dann wirfst Du auch des Stummen Sprache vernehmen und ihm gut sein, wie in den Tagen, die nun die guten heißen.“

Und wie viel bitteres Leid drängte sich für Bögelin nicht sonst noch in diese Zeit zusammen!

„Meines Lebens Bestes — rühmt er freudig — ist die Freundschaft, und wohl mir! sie ward mir reich zu Theil und bleibt mir blühend, indessen manches welkt!“<sup>75)</sup> Den Trost der Freundschaft hatte er nie nöthiger als in der schweren Zeit von 1833 und 1834; und gerade in diese Jahre fällt der Tod von fünf seiner nächsten Freunde: Den 19. Mai 1833 starb Friß Hafner, Pfarrer in Schwamendingen und Oberlehrer am Waisenhause; den 3. August desselben Jahres Heinrich Hug; Den 4. Januar 1834 verschied Hans Meyer, Hafners Nachfolger im Pfarramt zu Schwamendingen; der 13. April war der Todestag Rudolf Spöndlis,<sup>76)</sup> Pfarrers in Dübendorf, und den 16. August folgte ihnen Diethelm Escher, Pfarrer zu Hausen bei Dffingen. Jeder dieser Freunde hatte an Bögelins Gemüthsleben einen großen und eigenthümlichen Antheil. Mit Escher hatte ihn ein verwandtschaftliches Band, mit Meyer und Spöndli die nahe Befreundung der Eltern, mit Hug die Schulkameradschaft schon in früher Jugend zusammengeführt. Gegenseitige Neigung und gemeinsames Streben ließen diese Verbindung zwischen Bögelin und seinen drei geistlichen Genossen zur herzlichen Freundschaft erwachsen, welche trotz starker Verschiedenheit des theologischen Standpunktes und des Temperamentes, so lange jene lebten, unerschüttert bestund. Wie intim aber das Verhältniß Bögelins zu Hug sich gestaltete, und zu welchem idealen Bunde er in den Jünglingsjahren sich mit Hafner zusammengeschlossen hatte, wissen wir. Und alle diese fünf Freunde entrafte ihm in der kurzen Zeit von fünf Vierteljahren der Tod: Hafner, Meyer, Spöndli und Escher durch frühzeitige Abzehrung ihrer Kräfte — Hug auf dem Schlachtfeld.

Heinrich Hug war im April 1827 aus Deutschland zurückgekehrt, erfüllt von gewaltigem Freiheitsdrange. Mit Jubel begrüßte er die Julirevolution in Frankreich, die Umwälzung im Kanton Zürich, und seiner aus dem Innersten hervorbrechenden Begeisterung gab er ungeschert den ächten, rückhaltlosen Ausdruck. Das durfte man freilich in der Stadt Zürich nicht ungestraft thun. Seine bisherigen Freunde schlossen ihn aus ihrer Gesellschaft aus, seine Braut, an der er mit der ganzen Innigkeit der ersten Liebe hing, verstieß ihn; und nicht einmal eine feste Anstellung wollte sich ihm eröffnen, obwohl er in aller Form das Examen als Kantonsprokurator abgelegt, drei Jahre beim Amtsgericht Zürich und in der Kanzlei des Oberamtes Greifensee gearbeitet, und nebenbei auch als Advokat praktizirt hatte. Aus dieser peinlichen Situation riß ihn im Juni 1832 sein Studienfreund, Dr. Emil Frey von Basel, Obergerichtspräsident der von Basel getrennten Landschaft. Er wünschte Hug als tüchtigen Juristen zum Verhörrichter zu haben. Mit hoher Freude folgte Hug dem Rufe in den Kanton, dessen Erhebung er von Anfang an mit der wärmsten Sympathie begleitet hatte, und in welchem er nun — die Gemeinde Muttenz beschenkte ihn mit ihrem Bürgerrechte — seine neue Heimat fand. Ihr diente er in der Doppelstellung als Verhörrichter und Obergerichtschreiber mit Anspannung aller seiner Kräfte, und für sie starb er im Entscheidungskampfe des 3. August 1833 den Heldentod. In feierlicher Weise fand am 7. August die Beisetzung der Leiche in Liestal statt.<sup>77)</sup>

Die letzten Zeugen des Verkehrs zwischen Bögelin und Hug, die uns vorliegen, sind zwei Briefe Bögelins vom Jahre 1831. Der erste (vom 24. Februar), geschrieben nach Hugs Ausstoßung aus der „Montagsgesellschaft“, der zweite (vom 7. Dezember), nachdem seine Braut ihm das Verlöbniß gekündigt. Fern von aller Sentimentalität, aber in rührenden Worten versichert Bögelin ihn seiner Theilnahme, seiner Liebe, zu der er sich bekennen werde. Unter dem vielen Betrüben, was diese Revolution ihm gebracht, ist doch das Schmerzlichste die, wenigstens äußerliche, Trennung von dem Freunde und die Zerstörung von dessen Lebensglück.

Ist es nicht möglich, dem Vereinsamten durch Erneuerung ihrer Freundschaft einigen Ersatz zu bieten? „Geliebter Gefährte meiner frühern Jugend und Zeuge meines erwachenden innern Lebens! Der schöne Traum, daß gemeinsames Lebensziel und verbundene Bestrebungen uns durch alle Stufen dieses Lebens in nächster Nähe vereinige, ist frühe durch äußere Umstände vereitelt worden: selbst das Bild jener ausschließenden Seelenverbindung, das unsere Knabenherzen erhob, hat die Zeit nicht so verwirklicht, wie es damals vor uns stand — aber was uns blieb, nichtwahr, es soll uns begleiten bis ans Ende! Ist doch das Leben kurz, und unser Thun ein nichtiges Vergehendes: aber die Liebe reicht über diesen Traum hinaus: uns bleibe dieß Eine und Beste!“

Das Geschick mußte sich erfüllen. „Der Tod des armen, meines armen Henry Hug — klagte Bögelin — der Tod in den Mordscenen des 3. August und die Todtenehre von den Liestalern — das ist nun das Ende meiner Schmerzen, Selbstpeinigungen, Sorgen, Hoffnungen, meiner Liebe, Abstoßung, Anziehung, ach allmäligen Aufgebens und steter bitterster Vermiffung! und ich muß froh sein, daß er nicht noch zu Schlimmerem aufgespart war!! Es kommt mir oft ganz grauenhaft vor, wie viel ich schon erlebt habe.“<sup>78)</sup> — Nachdem aber der erste Jammer vorüber war, vermied Bögelin fortan, diese Erinnerungen zu berühren. Nie haben wir ihn jenen Namen aussprechen hören, der ihm zugleich der theuerste und der schmerzlichste war.

Wie anders gestaltete sich für Bögelin das Gedächtniß Fritz Hafners! Hug hatte ihm näher, Hafner höher gestanden. Durch die schöne Harmonie seiner Geistes- und Gemüths Gaben, durch die Beständigkeit seines Strebens, durch die sichere Ruhe seines ganzen Wesens, — was Alles in seinem männlich schönen Kopfe zum lebendigen Ausdruck kam — erschien Hafner dem jüngern, in Höhen und Tiefen umgetriebenen Freunde immer als der wahre Normalmensch. Und welches frohe Gelingen begleitete Hafner nicht in seinem Amt in Kirche und Schule! Welches Glück ward ihm nicht zu Theil als Gatte und Vater! Wie wehmüthig Bögelin diesem Glück gegenüber stand, haben wir gehört (s. S. 39). Aber es ist billig, daß wir auch die Töne des Jubels vernehmen, in welche Bögelin ausbrach, als dem Freunde sein Erstgeborner geschenkt wurde. Er rief den Eltern zu:

Wenn Lustgefühle unsre Brust durchwallen,  
 Wenn Morgenroth und Abendlicht uns glühn,  
 Wenn unsre Wünsche mit den Wolken ziehn,  
 Dann muß im Wort das Inn're wiederhallen.  
 Und wenn vom Geist der Erde Bande fallen,  
 Wenn uns der Freundschaft Lilienkränze blühn,  
 Wenn wir in süßem Liebeschmerz uns mühn,  
 Dann muß aus warmer Brust ein Lied erschallen.  
 Doch wenn das Ew'ge selber vor uns steht,  
 Wenn sichtbar sich der Himmel uns erschlossen,  
 Dann hat die Seele nur ein still Gebet.  
 O was dem Himmel Goldnes je entlossen,  
 Wie glänzt es jetzt um Euch! Wie soll noch spät  
 Um Euern Pfad es Lebensblumen sproßen!

Drei Jahre später raffte der unerbittliche Tod den, dem diese Wünsche galten, dahin!

Da Hafner in Zürich gelebt, war sein persönlicher Umgang mit Bögelin seit 1828 nie unterbrochen worden. Dieser hatte bei seinem ältern Freunde für alle seine Freuden und Leiden das verständnißvollste Mitgefühl, in seiner Niedergeschlagenheit Ermuthigung gefunden. Man kann fühlen, was der Verlust dieser Stütze für Bögelin bedeutete. — Am Sonntag nach der Beerdigung — es war der Pfingstsonntag — hielt er seinem Freunde die Gedächtnispredigt über die Worte: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Langmuth, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue und Glauben“ (Galater V 22), in welchen er der Gemeinde noch einmal das Bild ihres treuen Seelsorgers vor Augen führte.<sup>79)</sup> Dann war er auch besorgt, daß die schönen Züge des Antlitzes des Verstorbenen der Familie und den Freunden zum bleibenden Gedächtniß, von Künstlerhand festgehalten wurden.<sup>80)</sup> — Und als Bögelin das Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses für das Jahr 1846 zu schreiben hatte, da drängte es ihn, der städtischen Jugend und in erster Linie den Böglingen des Waisenhauses das Lebensbild des trefflichen Lehrers dieser Anstalt als schönstes Beispiel treuer Pflichterfüllung hinzustellen. Durch die Blätter dieses Denkmals geht der ganze warme Pulsschlag der Verehrung und der Liebe für Hafner, die Bögelin bei dessen Lebzeiten erfüllt hatte.<sup>81)</sup> Und die Freunde urtheilten, daß die Schilderung wahr und treu sei.<sup>82)</sup>

Spöndli's Tod veranlaßte Bögelin zu folgendem Bekenntniß gegenüber dem Freunde Bosphard:<sup>83)</sup> „Du weißt, ich bin nie in seine Denk- und Sinnesweise eingegangen, vielmehr habe ich immer mehr an der sinnlichen und intoleranten Glaubensweise Anstoß genommen, die er dagegen immer mehr umfaßte, und seine Pfarrerglorie schien mir oft unächt und stets unanmutig, ja noch am vorletzten Sonntag, da ich ihm predigte, ärgerte mich in seiner Studirstube die Masse geistloser Erweckungsschriften und die Verbannung alles Wissenschaftlichen<sup>84)</sup> — und dennoch war es keineswegs bloß die Gewohnheit der Jugendjahre, was mich an ihm festhielt. Seinem Wesen war eine Liebenswürdigkeit verliehen, die jeden Verstandeswiderspruch besiegte. Mehr aber noch schmückte ihn eine Reinheit des Sinnes und eine kindliche Unschuld, die je weniger sie auch mein Eigenthum ist, desto herrlicher mir seit der ersten nähern Bekanntschaft ihn auszeichnete — und am Ende muß ich nun nach diesem und des seligen Hans [Meyer] Tode<sup>85)</sup> sagen, wenn diese Frömmigkeit so sterben läßt, so ist sie wahrlich auch nicht der Güter letztes. Nicht daß ich in meiner Ansicht davon verändert wäre, oder nicht einsähe, daß es eben die Güte und Reinheit des Herzens war, die beide auch in dieser Form dem offenen Himmel zuführte: aber doch kann ich manchmal den Sinn verstehen, der diese Beschränkung glücklich preist. Ja, oft kommt mir vor, meine Religionsansicht sei halt doch heidnisch; so wenig ich fürchte, daß mir die Seligkeit verloren sei — wenn ich nämlich fromm bin und recht thue, worin doch wohl Alles zusammenfließt.“

„Ich bedarf — schreibt Bögelin in demselben Briefe — um das mehr der Liebe und Treue der Zurückbleibenden, damit doch nicht ganz des Lebens Leben verschwinde!“ Und wirklich knüpfte der Tod der fünf Frühgeschiedenen das Band zwischen Bögelin und den überlebenden Freunden nur um so enger. Am nächsten standen ihm nunmehr fürs ganze Leben Kaspar Wolf<sup>86)</sup>, der sich schön „der Erbe derer, die Dich liebten“, nennt<sup>87)</sup>, Johannes Bosphard<sup>88)</sup>, Diethelm Burkhard<sup>89)</sup> und Felix Drelli.<sup>90)</sup>

Und in dieser Stimmung war es auch, daß Bögelin wieder eine persönliche Anknüpfung mit Professor Drelli suchte, mit dem er seit dem Januar 1833 trotz der damals gewechselten freundschaftlichen Erklärungen ganz auseinander gekommen war. Jetzt, im Oktober 1834 benutzte er den Anlaß, daß Hermann in Leipzig ihm durch Vermittlung Drellis ein Programm geschickt hatte, um sich Lectern wieder zu nähern. Er richtete an Drelli folgende Zuschrift:

„Schon als im Examen zu Ostern Ihre theure Lehrerstimme mit der Erhebung und Begeisterung, in der ich mich so lange erquickt hatte, vor mir ertönte<sup>91)</sup>, und wieder als ich in der Aula Sie von den Bahnen der Wissenschaft reden hörte, die ich zuerst an Ihrer Hand betrat, von Ihrem Geiste gestärkt und getragen, da schon meinte ich zu Ihnen reden zu müssen: Aber als nun die Züge Ihrer Hand vor mich kamen als Bote der Freundlichkeit eines fernen Verehrten, da konnte ich nicht länger schweigen, ich muß es aussprechen, daß mein Herz an Ihnen hängt und in Ihren Banden geht auch jetzt noch und immerdar, wie es auch um mich sein und werden mag. Als ich nach dem gegenseitigen Aussprechen im Januar 1833 zu Ihnen ging, da drang sich mir der Gedanke auf, meine Gegenwart sei Ihnen beengend — ich hatte nach meiner wahr geäußerten Gesinnung anders gehofft, und ich verließ Sie mit dem schmerzlichen Vorsatz, nicht fernerhin durch meine Nähe Ihnen und mir bittere Gefühle zu erregen; geschlossen sah ich mit tiefstem Leid meine glückliche Zeit des Umgangs mit dem Manne, in dessen Flamme je das Beste in mir erglühet war! Aber ganz konnte ich nicht stumm bleiben nach bald zwei Jahren der trüben Einsamkeit, zumal da noch dieselben Jahre in fünf-facher Verwaisung der Freundschaft reichste Quellen mir zum Todesband austrockneten; ich mußte es Ihnen sagen, daß ich in meiner Betrübniß und meinem Fernestehen mit liebendem Herzen an Ihnen hänge, daß mein Innerstes Ihnen gehört, daß Sie als einen von Ihnen Gerissenen, aber als einen Ihrigen mich denken müssen immerdar.

„Ich fühle es wohl, daß auch dieß Aussprechen seltsam erscheinen muß: Aber ich konnte nicht anders, ich mußte es thun, um wenigstens ruhiger zu sein in meinem Leide. Und darum vertraue ich auch, daß Sie nicht ungehalten seien, daß Sie auch so im Guten gedenken werden

Ihres

S. Bögelin.

Zürich, den 5. Oktober 1834.

Drelli antwortete:

„Lieber!

„Mit inniger Freude habe ich Ihren Brief an mich gelesen. Ich versichere Sie, daß ich niemals gegen Sie persönlich das mindeste empfunden habe; vielmehr betrachtete ich Sie stets als einen meiner liebsten jüngern Freunde, mit dem ich so Vieles gemeinsam hatte.

„Ihre Trauer über die Gegenwart begreife ich ebenfalls ganz. Aber die Gegenwart ist vorübergehend; die Wissenschaft unendlich und ewig. Erfassen Sie diese zunächst. Die Wirksamkeit wird nicht ausbleiben.

„Am besten ist es wohl, wir verständigen uns mündlich ganz. Bestimmen Sie mir eine Stunde, in der Sie zu mir kommen wollen. Am besten irgend einen Abend dieser Woche von 5 Uhr Abends an. Wir beide haben uns so viel zu sagen. Freundlichen Empfanges seien Sie gewiß. — Ganz offen nur zum Voraus folgendes:

„1. Nach manchen Ihrer Äußerungen erblickte ich in Ihnen bis auf die letzten Tage vor der Annahme des neuen Schulgesetzes einen Opponenten gegen die neue Gestaltung unserer gesammten neuen Anstalten; namentlich auch gegen die Aufhebung des Alumnaes. Diese hat sich nunmehr bewährt, so auch die Hochschule, die Kantonschule in ihrer zwiefachen Abtheilung, dem Gymnasium und der Industrieschule.

„2. Mit mir selbst uneinig, nur der Idee huldigend, überließ ich die Entscheidung unserm Hermann.

Seine Stimme war für Winkelmann. So ist es; so ist es gekommen, aus zwiefachem Grunde, daß ich mit blutendem Herzen gegen Sie stimmte.<sup>92)</sup>

„Allein im innern Leben sind wir nicht geschieden! Ich antworte spät. Nicht wahr? Aber ich war diese Tage hindurch durch die Anwesenheit Prof. Rheinwalds von Bonn, und vor allem Hundeshagens, der zu seinem und meinem Freunde Rettig nach Bern reisend vorbeikam, durch Sitzungen und anderes so in Anspruch genommen, daß ich erst jetzt einen Augenblick fand, Ihnen zu entgegnen. Also wir sehen uns. Offen und wahr und ganz freundlich und vaterländisch werden uns die alten Erinnerungen bald vereinen, und es werden sich auch Blicke in die Zukunft öffnen.

„Stets Ihr

J. C. Drelli.

Zürich, den 18. Oktober 1834.

Doch die alte Herzlichkeit stellte sich nicht mehr her,<sup>93)</sup> schon weil die politischen Ansichten Drellis und Bögelins immer schroffer auseinander giengen. Vom Jahre 1839 an trat eine völlige Entfremdung zwischen Drelli und Bögelin ein, die bis zum Tode des erstern dauerte.<sup>94)</sup>

Bögelins Niedergeschlagenheit und seine Verbitterung gegen die Zeit<sup>95)</sup> hatte den höchsten Grad erreicht, als im Frühjahr 1835 eine ganz unerwartete Wendung eintrat. Er hatte bei seinem Freunde Felix Drelli dessen Schwägerin Karolina Escher kennen gelernt und den tiefsten Eindruck von ihren geistigen und körperlichen Vorzügen empfangen. Freilich stellten sich seinem Gefühl sofort Bedenken entgegen, die unüberwindlich schienen, namentlich Bögelins Scheu vor einer Verbindung mit einer Familie von höherer Stellung, und die Unmöglichkeit, einer Gattin einen eigenen Hausstand zu bieten. Aber die Aufmunterung seiner treuen Freunde vermochte zuletzt all' diese Schwierigkeiten zu überwinden, und Bögelin wagte die, wie er wohl fühlte, für sein ganzes ferneres Leben entscheidende Anfrage. Ein vertrauensvolles, herzliches Ja erfolgte, und nun freilich war alles Leid in Jubel verwandelt. So schreibt er an Bosphard (den 27. Mai 1835):

„Mein Glück ist unbeschreiblich. Wer nicht mein Elend vorher gekannt hätte, der könnte es nur gar nicht ahnen: wer meine schwächste Hoffnung, mein Ansehen des Gewünschten als eines haltlosen Traumes, meinen Unglauben an Liebe, die Sie mir schenken könnte, nicht gekannt, könnte es wieder nicht begreifen: wer alles wüßte wie ich selbst, müßte wie ich selbst doch staunen, daß alles so über alles Hoffen und Ahnen sich herrlich erwies! Und wie des Lebens Gefühl und Kraft in mich zurückkehrt, das eben ganz zu entfliehen drohte, wie ich Muth und Treue wieder fühle zu Kampf und Pflichtenlauf, dafür habe ich nicht Schilderung, nur Dankgebete. Von Karolinens Lieblichkeit und ihrem reinen, frommen, himmlisch heitren, und zugleich demüthigen und hohen Sinne zu reden, stehet mir dem Liebenden nicht an wie den Fremden, die es mir täglich preisend bezeugen, was ich ahnete und nun täglich seliger erschau: von Ihrer Liebe zu mir kann ich vollends nicht reden, je mehr sie mich wie ein Wunderbaum umblühet: aber von den mehr äußern Dingen kann ich reden, von Ihrer Eltern, zumal der edelsten Mutter, Liebe und Innigkeit zu mir, von der Geschwisterliebe, die dieß liebebedürftige Herz noch nie gekannt, von dem Glücke meiner Eltern, von Karolinens Liebe zu ihnen, von der Freundlichkeit ihres Familienkreises, reich an Freuden wie selten einer; von aller Welt Mitfreude und Güte, fast hätte ich gesagt von meinem Stolz an ihrem Arm auf allen Gassen.“

Den 12. Oktober 1835 fand die Hochzeit zu Meilen statt. Der Tag erhielt für Bögelin dadurch eine ganz besondere Weihe, daß es seinem Vater möglich war, die Ehe einzusegnen. Derselbe hatte auch für diese Feier die Kirche zu Meilen ausgewählt, für die er wegen ihres schönen Chores eine besondere Vorliebe hegte.<sup>96)</sup> — Die winterliche Hochzeitreise gieng nach München, wo die Betrachtung der Werke der alten und neuen Kunst die Gatten vom 17. bis zum 23. Oktober festhielt. Dann kehrten sie über Augsburg, ohne weitem Zwischenaufenthalt nach Zürich zurück.

Hier trat nun die junge Frau in die Haushaltung ihrer Schwiegereltern ein, in der sie dreizehn Jahre lang, bis zum Tod des Schwiegervaters verblieb. Im Jahre 1837 schenkte sie ihrem Gatten den erstgeborenen Sohn. Der Vater nannte ihn — wir denken, um eine tägliche lebendige Erinnerung an seinen unvergeßlichen Freund Fritz Hafner zu haben — Friedrich, und nach dem Großvater Salomon.

## VI.

Je schöner sich Bögelins Wünsche in Bezug auf sein häusliches Leben erfüllten, desto peinlicher mußte es ihn drücken, daß er immer noch kein Amt hatte, sondern für seinen Unterhalt nach wie vor auf das Ertheilen von Privatstunden angewiesen war. Um daher doch zu irgend welcher amtlicher Bethätigung zu kommen, meldete er sich Ende 1837 auf die durch die Resignation seines Freundes Dr. Bernhard Hirzel vakant gewordene Stelle eines Inspektors der Stipendiaten, die ihm denn auch übertragen wurde. Die Obliegenheiten dieser Stelle, welche Bögelin mit dem 1. Januar 1838 antrat, bestanden darin, die Studien der jetzt nicht mehr in einem Konvikt vereinigten Stipendiaten zu überwachen und zu leiten, und mit ihnen Privatlektüre in einer der alten Sprachen zu treiben.

Im Herbst 1840 sah sich Dr. Ludwig Hirzel wegen Erkrankung gezwungen, vom Erziehungsrathe für das Wintersemester 1840/41 um Urlaub von seiner theologischen Professur an der Hochschule und von seiner Lehrstelle des Hebräischen am obern Gymnasium einzukommen. Als Stellvertreter für letztere schlug er Bögelin vor, und die Behörde übertrug diesem erst das Vikariat, dann nach Hirzels schon im Frühjahr 1841 erfolgten Tode im August d. J. die Professur des Hebräischen am Gymnasium. Da Bögelin, wie er es in seiner Anmeldung offen aussprach, dieses Fach bisher mehr nur beiläufig betrieben hatte und sich noch mancher Lücken in demselben bewußt war, fühlte er sich verpflichtet, sich zunächst ganz auf die neue ihm übertragene Disziplin zu konzentriren, und kam unter dieser Begründung um Entlassung vom Stipendiaten-Inspektorat ein, die ihm denn auch auf Schluß des Wintersemesters 1842 ertheilt wurde. — Das Hebräische stund Bögelin freilich ungleich ferner als das Griechische, und er war nicht besonders dazu angethan, den Schülern leicht über die Anfangsgründe einer Sprache, zumal einer uns so fremdartigen, hinwegzuhelfen. Seine Gabe war es vielmehr, seine Zuhörer in das Verständniß des Sinnes eines Schriftstellers, namentlich eines Dichters, einzuführen. Und von dieser Seite konnte er sich auch mit dem Lehramt der Sprache des Alten Testaments gar wohl befreunden. Er verjah dasselbe denn auch ununterbrochen und mit Gewissenhaftigkeit bis Ostern 1872.



Zu Ostern 1844 gab der alternde Drelli die zweite Klasse des obern Gymnasiums ab. Zu den Fächern desselben gehörten auch zwei Stunden Alte Litteraturgeschichte, deren Besetzung sich aber bis in den Herbst verzögerte. Da schrieb Drelli (23. September 1844) an Bögelin: „Ich würde Niemanden für geeigneter halten, die zwei Stunden griechische und römische Litteraturgeschichte zu übernehmen, als Sie. Allein bei meiner Semiresignation machten es Herr Doctor Rahn-Escher und Eduard Sulzer zur Bedingung, daß der Erziehungsrath (und zwar ohne mein Gutachten zu vernehmen) dieses Vikariat vergeben solle. So wird es auch dießmal wieder gehalten werden. — — Winkelmann hat vor mir aus das Privilegium, seine zwei Geschichtsstunden selbst zu verleihen.“ Der Erziehungsrath nahm aber doch auf Drelli's Wunsch Rücksicht und übertrug unterm 9. Oktober 1844 die fraglichen zwei Stunden vikariatsweise „auf unbestimmte Zeit“ an Bögelin. Diese „unbestimmte Zeit“ lief mit dem Frühjahr 1847 ab, als in Folge der von Dr. Alfred Escher angebahnten Reform des Lehrplanes des Gymnasiums diese Litteraturgeschichte fallen gelassen wurde, um der Lektüre in den alten Sprachen mehr Zeit widmen zu können.<sup>97)</sup>

Diese Revision des Lehrplans bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte des Gymnasiums, und der Erziehungsrath gab der Vorlage die Form eines „Gesetzesentwurfes betreffend das Gymnasium“. Die Tendenz des Gesetzes gieng dahin, gegenüber der fast ausschließlichen Betonung des Alterthums (in den zwei alten Sprachen, in Philosophie und Geschichte) auch der Gegenwart (in anderer Organisation der letztgenannten Fächer und des Unterrichts in der Deutschen Sprache, durch Verstärkung des Unterrichtes in den Naturwissenschaften und durch Einführung der Französischen Sprache) zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Lehrerschaft des Gymnasiums wurde vom Erziehungsrath zur Begutachtung dieser Vorschläge aufgefordert, verhielt sich aber im Ganzen durchaus ablehnend gegen dieselben. Bögelin hatte als Aktuar des Lehrer-Konventes des obern Gymnasiums das Gutachten dieser Korporation (vom 9. und 11. Januar 1847) und wiederum — vor der zweiten Berathung des Gesetzesentwurfes im Großen Rathe — das Gutachten der beiden vereinigten Konvente des Gymnasiums (vom 11. März 1847) abzufassen, und er hat in diesen beiden Aktenstücken — zumal in dem ersten — dem abweisenden Votum seiner Kollegen einen ganz außerordentlich scharfen Ausdruck gegeben. Er hofft indessen, „die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes, als der Hauptaufgabe unsers Lebens, werde die Einläßlichkeit und die vielleicht hie und da ungewöhnliche Wärme des Ausdruckes rechtfertigen.“ Wie man höchsten Ortes hierüber dachte, wissen wir nicht; jedenfalls ließ sich der von Dr. Alfred Escher geleitete Erziehungsrath in seinem Hauptgesichtspunkt nicht beirren, und auch im Großen Rathe siegte der Gesetzesentwurf mit starkem Mehr sowohl gegenüber einem Verschiebungs-, als einem Verwerfungsantrag.

Unterdessen schienen sich für Bögelin günstige Aussichten zu eröffnen durch den Rücktritt Professor Winkelmanns. Dieser als Kritiker ganz tüchtige Philologe<sup>98)</sup> erwies nach einem guten Anfang<sup>98)</sup> bald seine gänzliche Unfähigkeit, Schule zu halten, und mußte 1843 des Unterrichts in der alten Geschichte enthoben, zu Ostern 1845 aber völlig in den Ruhestand versetzt werden. Um ihm nun die vierjährige Pension bewilligen zu können, welche er zur Bedingung seiner Resignation gemacht, besetzte der Erziehungsrath Winkelmanns Stelle vor der Hand nicht, sondern übertrug die einzelnen Stunden an verschiedene Vikare. Bei dieser Theilung des Nachlasses erhielt denn auch Bögelin ein Stück, nämlich die vier Stunden des Griechischen in der dritten Klasse des obern Gymnasiums, auch diese wieder „auf unbestimmte Zeit“. So war ihm denn endlich, wenigstens provisorisch und in Einer Klasse, sein Lieblingsfach zu Theil geworden, „und wir — sagt einer seiner jüngern Freunde<sup>99)</sup> — die wir um jene Zeit seine Schüler wurden, merkten bald, wie lieb ihm

dieser Unterricht war. Er begnügte sich nicht, mit uns in der Schule Sophokles, Euripides und Plato zu lesen — wobei er sich viel Mühe gab, uns die Unsterblichkeitsbeweise im Phaedon zu erklären — sondern er lud eine Anzahl Freiwillige an den Winterabenden zu weiterer Lektüre des Sophokles und Aeschylus in seine Wohnung.“

Je mehr dieser Wirkungskreis Bögelin befriedigte, desto mehr lag es ihm am Herzen, denselben zu einer vollen Lehrstelle erweitert und sich definitiv gesichert zu sehen. In diesem Sinne wandte er sich im Juni 1847 mit offener Darlegung seiner Wünsche an den schon damals im Erziehungsrathe allmächtigen Dr. Alfred Escher: Er knüpft an seine Übergehung im Jahre 1833 an. „Sie erinnern sich vielleicht noch — da Sie damals gerade mit vielem Antheil diese Wendung meiner Verhältnisse verfolgten — wie schwer es mir ward, mich in die Vereitlung dieses Wunsches zu finden, welche in der Wahl Herrn Professor Winkelmanns lag, eine Zurücksetzung, gegen welche ich zwar in verschiedener Weise später gerechtfertigt worden bin, deren Folgen aber bestehen blieben.“ Jetzt da er endlich theilweise zur Bethätigung in demjenigen Fache gekommen, zu dem Neigung und Studien ihn in erster Linie hinwiesen, und wo er sich wohl glaubte auf seine Erfolge als Lehrer berufen zu dürfen, wäre es ihm doppelt schmerzlich, bei der definitiven Besetzung abermals übergangen zu werden. „Und diese meine Wünsche schien es mir — zumal da ich früher in dieser Rücksicht eben auch zu wenig gethan hatte, — Pflicht, von den Männern, welche hierüber entscheiden werden, wenigstens Einem darzulegen. Gegen wen aber sollte dies eher geschehen als gegen Sie, an den ein früheres werthes Verhältniß und manche Beweise Ihres Wohlwollens mich wiesen?“ u. s. w. — Dr. Escher erwiderte:

„Hochzuverehrender Herr!

„Die Zuschrift, mit der Sie mich vor einiger Zeit beehrten, ist von der Art, daß sie eine Antwort von meiner Seite erheischt. —

„Meine Erwiderung muß allgemeiner, sie darf aber nicht weniger offen als Ihre Zuschrift sein. Gerne erinnere ich mich des Verhältnisses des Schülers, in dem ich seiner Zeit zu Ihnen gestanden, und es würde mir jede Gelegenheit, die sich mir in meiner Stellung als Privatperson darböte, Ihnen zu beweisen, daß ich jenes Verhältnisses fort und fort eingedenk bin, willkommen sein. Wenn ich aber in amtlicher Stellung jede persönliche Rücksicht vor der mir durch mein Amt ausschließlich zur Pflicht gemachten Fürsorge für das allgemeine Wohl in Hintergrund treten zu lassen entschlossen bin, so wird mir dieß — ich bin überzeugt davon — ein ehemaliger Lehrer am Wenigsten zum Vorwurfe machen wollen u. s. w.

„Genehmigen Sie ic.

Dr. A. Escher.“

Belvoir, 26. Juni 1847.

So orakelhaft die Rede lautete, so konnte Bögelin derselben doch mit hinlänglicher Deutlichkeit das entnehmen, daß seine Anstellung und „das allgemeine Wohl“ sich nicht miteinander vereinigen lassen. Und bald genug erfuhr er auch den Grund dieser Unmöglichkeit. Das „allgemeine Wohl“ erforderte nämlich die Berufung des Dr. Johannes Honegger von Rüti, Professor in Aarau, der schon jetzt mit verletzender Rücksichtslosigkeit als Nachfolger des noch amtierenden Drelli bezeichnet wurde, der, als designirter Rektor noch ehe er nur in Zürich war, in den Erziehungsrath gewählt werden mußte, und von dem Dr. Escher verkündete, „er werde

halb der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Zürich werden“. Da aber Niemand von seinen künftigen Kollegen Honeggers wissenschaftliche Verdienste kannte, im Gegentheil Federmann wußte, daß er einen unregelmäßigen Bildungsgang durchgemacht hatte, wogegen ihm eine große Geschäftsgewandtheit nachgerühmt wurde, so entstand in jenen Kreisen die Ansicht, der Mann sei von Dr. Escher für diese Stelle ausersehen worden, weil dieser am Gymnasium eine Vertrauensperson von blinder Ergebenheit haben wolle, wie er sie sich von keinem der vorhandenen Lehrer versprechen durfte.

Bögelin fand sich durch den Gedanken, daß er, wie vor vierzehn Jahren gegenüber Winkelmann, so jetzt wieder gegenüber Honegger zurückgesetzt werden sollte, im Innersten erschüttert. Er sah dadurch seine Hoffnung auf eine feste, seinem sich mehrenden Familienstand entsprechende Stellung für immer zerstört; zugleich aber auch seine ganze bisherige Lehrthätigkeit, auf die er mit freudiger Genugthuung blickte, amtlich verurtheilt. Diesen Schlag abzuwenden, schien ihm jedes erlaubte Mittel geboten, und wenn es auch seinem zarten Gefühle in solchen Dingen, seiner vornehmen Zurückhaltung gegen Höhergestellte ein noch so schweres Opfer auferlegte. In diesem Sinne richtete er im November 1847, als die Lehrstelle nun wirklich öffentlich ausgeschrieben wurde, nochmals eine Zuschrift an Dr. Escher, der wir einige Stellen entheben:

„Ich habe — schreibt Bögelin — auf die vom H. Erziehungsrath unterm 3. November ausgeschriebene Lehrstelle des Griechischen mich gemeldet, und da ich vernommen, daß Sie diese Ausschreibung veranlaßt haben, und bei derselben den Wunsch geäußert, Herrn Professor Honegger an diese Stelle zu berufen, so erscheint es mir Pflicht, mich über meine Meldung gegen Sie zu rechtfertigen, und wenn irgend möglich, Sie meinen Wünschen geneigter zu machen.

„Sie haben in Ihrer geehrten Zuschrift sich dahin geäußert, daß Sie persönliche Rücksicht vor der Fürsorge für das allgemeine Wohl in Hintergrund treten zu lassen, entschlossen seien, und Sie haben wahrlich nicht geirrt, da Sie annahmen, daß ich einen solchen Entschluß zu mißbilligen weit entfernt sein werde.“ Gestehen müsse er aber, daß er sich keineswegs davon habe überzeugen können, daß es dem „allgemeinen Wohl“ zuwider wäre, wenn Er und nicht Professor Honegger an diese Stelle träte. „Sind meine bisherigen Leistungen als Lehrer von der Art, daß bei ihrer Fortdauer und Ausdehnung das Wohl der Schule leidet? Ich kann nicht mich selbst beurtheilen: aber das darf ich doch sagen, daß meine Obern und meine Collegen noch niemals auf eine solche betrübende Wahrnehmung mich hingewiesen, und daß auch meine Schüler, soviel ich weiß, einen solchen Erfolg meiner Bemühungen noch nicht an den Tag gegeben haben. Wäre es aber doch so, so hätte ich um offene Erklärung, und müßte nur bedauern, daß ich nicht früher aus meiner, wie ich glaube unverschuldeten falschen Meinung geriffen wurde.

„Vielleicht aber ist es nicht meine Wahl als solche, was Ihnen nachtheilig erscheint; sondern der Wunsch, Herrn Honegger hieher zu berufen, läßt die Bewerbung eines Andern als unthunlich erscheinen? — Aber ist denn, wenn ich jetzt an diese Stelle trete, Herr Honegger für Zürich für immer, ja auch nur für lange verloren? Und bis dahin wäre er in einer durchaus ehrenvollen, ja höchst angenehmen Stellung, indes mir diese Stelle nach einem Warten von 14 Jahren den Weg eröffnet, aus einer unbefriedigenden und den Familienvater nicht ohne Sorgen lassenden Stellung in eine solche zu treten, zu der ich nach Vieler Urtheil schon vor jenen Jahren alle Berechtigung gehabt hätte, bei der ich endlich meine treu geübten Studien auf eine mir selbst zusagende Weise und mit Nutzen für mein Vaterland kann wirksam machen: was wenn diese

Gelegenheit vorüber geht, nicht mehr geschehen wird. — Da ich kann mir fast nicht denken, daß Herr Honegger selbst, wenn er die Lage der Sache klar vor Augen hätte, es wünschen würde, den Eintritt in die hiesige Lehrerschaft durch eine so bittere Kränkung eines seiner künftigen Collegen zu nehmen.“ — —

Diese zutrauensvolle Ansprache, warm vom Herzen geflossen „mit der ganzen Angelegenlichkeit eines Mannes, dessen Lebensschicksal sich entscheiden soll“, trug Bögelin folgende Abfertigung ein:

Hochverehrtester Herr!

„In Ihrer verehrlichen Zuschrift vom 11. v. M. erklären Sie, sich nicht davon überzeugen zu können, daß es dem allgemeinen Wohl zuwider wäre, wenn Sie und nicht Herr Professor Honegger an die in Frage stehende Stelle träten. Auf dem Punkte, auf den dadurch unsere Correspondenz gediehen ist, kann es sich nur noch um die Frage handeln, ob die Vertheilung der Stelle unter bereits angestellte Lehrer oder der Gewinn einer neuen Kraft für dieselbe mehr im Interesse der Schule liege, und wie sich die Begabung der Letztern zu der der Erstern verhalte.

„Diese Frage nun mit einem der Aspiranten zu erörtern, würde mir zwar meine Freimüthigkeit, die ich mir zur Pflicht mache, wohl zulassen, dabei aber wenig ersprießlich erscheinen.

„Unter diesen Umständen scheint mir zu einem weitern, diesen Gegenstand betreffenden Briefwechsel kein Stoff mehr vorhanden, und bleibt mir somit nur noch übrig, die in meinem frühern Schreiben enthaltene Erklärung in ihrem ganzen Umfange zu bestätigen, und damit den Wunsch zu verbinden, es möchte mir bald die Gelegenheit dargeboten werden, Ihnen zu beweisen, wie sehr es mich freuen würde, Ihnen, wo ich mich nicht in amtlicher Stellung befinde, persönliche Gefälligkeiten erweisen zu können.

„Mit hochachtungsvoller Ergebenheit

Dr. A. Escher.“

Zürich, den 1. Dezember 1847.

Das Fatale war nur, daß Bögelin gerade nicht von dem Privatmann Escher irgendwelche persönliche Gefälligkeiten sich ausbat, sondern von dem Erziehungsrath Escher dasjenige verlangte, was er für sein gutes Recht hielt.

Und weil ihm dieses verweigert zu werden schien, that er einen letzten Schritt, den gewiß nur das Gefühl der bittersten Nothwendigkeit ihm abgewinnen konnte: er wandte sich direkt an Honegger, um ihn unter ausführlicher Darlegung seiner Lage zum Verzicht auf seine Meldung zu bewegen. Das Außergewöhnliche dieses Schrittes erklärt sich wohl daraus, daß Honegger kein Hehl daraus machte, er trage Scheu vor der Verantwortlichkeit der neuen Stellung, und würde vorgezogen haben, in Arau zu bleiben. Hierauf und auf die natürliche Gutmüthigkeit Honeggers mag Bögelin bei seiner ungewöhnlichen Zumuthung gerechnet haben. Selbstverständlich aber durfte jener die ihm von seinem hohen Gönner aufgenöthigte Mission nicht ablehnen. Honegger wurde zum Professor des Griechischen am obern Gymnasium mit 16 wöchentlichen Stunden — inbegriffen diejenigen an der dritten Klasse, die Bögelin nunmehr entzogen wurden — berufen, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Antritt des Rektorates wenigstens noch um eine Amtsdauer hinauszuschieben.

Bögelin fand einen nothdürftigen Ersatz für diese Zurücksetzung darin, daß ihm im Januar 1848 bei der Erkrankung Drelli's dessen vier Lateinstunden in der dritten Klasse des obern Gymnasiums vikariatsweise

übertragen wurden. Die Entschädigung betrug bis Ende April 1 Franken per Stunde nebst einer Zulage von 16 Franken für „die öffentlichen und Maturitätsprüfungen, die Leitung und Correctur der schriftlichen Arbeiten.“ Bögelin versah dieses Vikariat über Drelli's Tod (6. Januar 1849) hinaus, und erhielt sodann die vier Stunden durch Beschluß des Erziehungsrathes vom 7. November 1849 definitiv.

War es Bögelin ein angenehmer Gedanke, als Lehrer des Lateinischen, wenigstens theilweise Drelli's Nachfolger zu sein, so gieng doch sein Begehren und Streben immer wieder auf das Fach des Griechischen. Und es schien, als kämen die Verhältnisse seinen Wünschen in unerwarteter Weise entgegen. Gleich bei Honeggers Antritt seiner Griechischen Professur zeigte sich, daß derselbe weder der Vokabeln noch der Grammatik Meister war, so daß er den in Fäsi's strenger Zucht geschulten, achtzehn- und neunzehnjährigen Gymnasiasten gegenüber einen sehr schlimmen Stand hatte. Diese Thatsache wurde natürlich rasch bekannt, und sowohl der Rektor, Professor Escher, als Professor Baiter legten Bögelin schon frühe nahe, er solle Honegger einen Tausch ihrer je vier Stunden in der dritten Klasse vorschlagen, so daß Honegger das Lateinische, Bögelin das Griechische übernehme; nur riethen sie ihm, damit zuzuwarten, bis ihm der Lateinunterricht definitiv übertragen sein würde.<sup>100)</sup> Bögelins Briefe geben Zeugniß, wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftigte, aber auch wie wenig Erfolg er sich im Grunde von einem solchen Schritte versprach: „Ob mein letzter Wunsch könne ins Leben treten, durch einen Tausch mit Honegger das Griechische in der dritten Klasse zu bekommen, das bezweifle ich sehr, eben weil es mich so freuen würde. Wenn man freilich hört, was die Schüler von seinen Griechisch-Lehren erzählen, eingerechnet einen billigen Abzug von 50 0/0, so sollte es ihm selber lieb sein, mir meine höfliche Bitte zu gewähren, aber es wird damit gehen, wie mit der Stelle selbst, die er ja auch nur so ungern! übernahm.“<sup>101)</sup> Wirklich legte Bögelin dem Kollegen seinen Wunsch schriftlich vor, allein es ist begreiflich, daß dieser, eben in seinen Umständen, ein solches Arrangement nicht eingehen konnte. Honegger behielt also den ganzen Griechischen Unterricht bis in den Sommer 1855, wo ein plötzlicher Tod ihn — als Opfer der erdrückenden Last der Schulstunden, der Präparationen und der ihm aufgebürdeten Amtsgeschäfte — dahinraffte. Sein jähes Ende war für die Schüler und für die Kollegen, auch für Bögelin, erschütternd.

Honeggers Stunden übernahmen zunächst vikariatsweise Professor Johannes Frei und Bögelin. Als die Stelle ausgeschrieben wurde, meldete sich Bögelin für den Unterricht im Griechischen in der zweiten und dritten Klasse. Er erhielt indessen nur denjenigen in der dritten Klasse und zwar gegen Verzicht auf den bisher ertheilten Latein-Unterricht, welchen nun Professor Heinrich Schweizer übernahm. So war denn Bögelin genau wieder auf dem Punkte angelangt, von dem er 1848 entfernt worden war, nur daß er die damals provisorische Stelle nunmehr definitiv innehatte. Und wir selbst waren Zeuge der Freude und des Eifers, mit dem er wieder sein altes Lieblingsfach lehrte. Freilich wurde diese Freude schon im Jahre 1859 bitter getrübt, als der Große Rath bei der Revision des Unterrichtsgesetzes, auf Betreiben Dr. Alfred Eschers die dritte Klasse des obern Gymnasiums, dem Anschluß ans Polytechnikum zu liebe, zu einer bloßen Halbjahresklasse verstümmelte.

Die definitive Anstellung Bögelins am obern Gymnasium umfaßte also das Hebräische in allen drei Klassen in den Jahren 1841 — 1872; das Lateinische in der dritten Klasse 1849 — 1855; das Griechische in derselben (seit 1860 halben Klasse) 1855 — 1875.

Hatte demnach Bögelin sein Lebensziel, die Lehrstelle des Griechischen am Gymnasium, nur sehr spät und sehr unvollkommen erreicht, so fand er einen theilweisen Ersatz hiefür in seiner Thätigkeit an der Hochschule, der er von ihrer Eröffnung mit Ostern 1833 als Privatdozent, von 1852 bis 1868 als außerordentlicher Professor angehörte, und wo er regelmäßig über einzelne Werke seiner Lieblingsschriftsteller Plato (Symposion, Gorgias, Phaedo, Phaedrus), Pindar und Aeschylus (Prometheus, Sieben gegen Theben, Perser, Agamemnon) las. Auch Sophokles, Aristophanes, und von den Lateinern Horaz (Satiren) und Terenz kamen hie und da zum Vortrag. Systematische Vorlesungen hat Bögelin nie gehalten. — „Anfangs freilich konnte Bögelin neben Lehrern und Forschern, wie Drelli und Sauppe waren, nicht leicht aufkommen; doch als der erstere kränkelte und starb, der letztere Zürich verlassen hatte [1845], trat er mit den jüngern Fachgenossen Heinrich Schweizer und Johannes Frei in die Lücke, bis Köchly [Ostern 1850] kam, der ihn durch seine geistige Frische zu erneuter wissenschaftlicher Thätigkeit spornete.“<sup>99)</sup>

Bögelin, dessen Vorlesungen gewöhnlich keine zahlreiche, oft aber eine gewählte Zuhörerschaft vereinigten, glaubte auch in seiner akademischen Stellung die Ungunst des von Dr. A. Escher beherrschten Erziehungsrathes zu spüren. Er empfand es als eine kränkende Zurücksetzung,<sup>102)</sup> daß nach Drellis Tode neben jüngern Kollegen Er, der älteste Privatdozent, nicht auch zum außerordentlichen Professor befördert wurde, obwohl Professor Escher ihn noch speziell empfohlen habe (und solche Honorarprofessuren den Staat keinen Rappen kosteten). Doch erfolgte die Beförderung zum „außerordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät der Hochschule mit besonderer Rücksicht auf griechische und lateinische Sprache und Literatur, jedoch ohne Aussetzung eines Gehalts“ im Oktober 1852, und die Fakultät war so freundlich, den neuen Kollegen noch vor seinem Eintritt mit dem Doctortitel zu begrüßen, den sie ihm, viro doctissimo, spectatissimo, de litteris antiquis cum scribendo, tum per quattuor lustra in hac universitate docendo egregie merito (dem sehr gelehrten, bewährten, durch seine Schriften und eine zwanzigjährige Lehrthätigkeit an dieser Hochschule um die klassische Litteratur bestens verdienten Manne) honoris causa verlieh. — Als in Ausführung der 1859 vorgenommenen Revision des Unterrichtsgesetzes die philosophische Fakultät in zwei selbständige Sektionen getheilt wurde, wurde er im Frühjahr 1860 Aktuar und zu Ostern 1862 Dekan der neu konstituirten ersten oder philosophisch-philologisch-historischen Sektion. Auch sonst wohl wandte sich in diffizilen Fragen das Vertrauen seiner Kollegen auf Bögelin, und es waren keine leeren Worte, wenn ihm die Fakultät im Frühjahr 1868 ihr aufrichtiges und lebhaftes Bedauern aussprach, als er vor im Gefühl der Alterung und im Hinblick auf jüngere philologische Kräfte von der Hochschule und damit aus dem Kreis der ersten Sektion zurücktrat.

Soll nun Bögelins Lehrweise charakterisirt werden, so war für ihn der maassgebende Gesichtspunkt, daß das Amt der Philologie — so weit es über die Grammatik hinausreichte — ein streng exegetisches sei, d. h. ein solches, das ausschließlich die Aufgabe habe, einen vorliegenden Schriftsteller oder ein gegebenes Schriftstück aus sich selbst zu erläutern. Wie in der biblischen Exegese (resp. in der Predigt), so war es ihm auch bei den Klassikern, und so bei den modernen Schriftstellern oberstes Gesetz, mit ängstlicher Fernhaltung alles Fremdartigen, dem Erklärer Angehörigen, einzig und allein den Autor sprechen zu lassen. Das war der Zauber, den F. U. Häfi und Gottfried Hermann auf ihn ausübten, daß er bei ihnen diese Forderung in vollkommener Weise erfüllt fand. Grundsätzlich war also auch von seinem philologischen Unterrichte Alles außer

dem Stoff Liegende ausgeschlossen: witzige Bemerkungen, geistreiche Einfälle, Herbeziehung entlegener Dinge, frappante Hypothesen, Kühne Parallelen, kurz Alles was von der Voraussetzung ausgeht, der Stoff müsse dem Leser erst noch interessant gemacht werden, und es sei die Aufgabe des Erklärers, dieß mit allen Mitteln zu thun. Ebenjowenig hielt er es für erlaubt, daß der Exeget die ihn jeweilen sonst bewegenden Gedanken an den zu erklärenden Schriftsteller anknüpfe oder auch nur seine Stimmung in den zu behandelnden Text hineinklingen lasse. Und diese Grundsätze führte Bögelin in seinem Unterricht, an der Kantonschule wie an der Hochschule, mit strengster Konsequenz durch — gewiß eine merkwürdige Selbstbeschränkung bei einem Manne, der im persönlichen Umgang und in seinen Briefen voll Geist, Wiß und oft Satire war, und in dessen Kopf und Herz ununterbrochen eine Welt widerstreitender Gedanken und Gefühle wogte. Allein diese Selbstbeschränkung war für Bögelin nicht nur kein Opfer, sondern im Gegentheil ein hoher Genuß. Denn er besaß eine Feinheit des Sprachgefühls, ein Vermögen in den Geist eines Autors fremder Zunge einzudringen, und eine Gewandtheit dessen Gedanken im Deutschen wiederzugeben, welche ihn zum gebornen Interpreten machte. Das Uebersetzen betrieb er mit Leidenschaft.

Nun wird freilich ein geistreicher Lehrer, der im Unterricht sich selber giebt, immer im Vortheil sein gegenüber dem Dolmetscher, der ganz hinter seinen Autor zurücktritt und ausschließlich diesen sprechen läßt. Denn die letztere Methode erfordert eine solche geistige Zucht nicht nur vom Lehrer, sondern auch ab Seiten der Schüler, wie sie sich bei den letztern wenigstens in ganzen Klassen nur schwer erreichen läßt. Es ist dabei nöthig, daß der Exeget beständig mit seiner ganzen Klasse in Wechselbeziehung, mit jedem Einzelnen in persönlichem Rapport stehe. Und eben hieran ließ es Bögelin fehlen. Er dozirte zu viel, gab, anstatt die Schüler durch lebendige Wechselrede immer im Athem zu halten, seine feinen Entwicklungen mehr als Monologen — und irrte namentlich darin, daß er das Interesse für den Stoff, den Respekt vor dem Autor, die ihn selbst beseelten, auch schon bei den Schülern ohne Weiteres voraussetzte. Und mit dieser, wenigstens am Gymnasium durchaus nicht für alle Schüler zutreffenden, Voraussetzung dispensirte er sich denn auch von der schulmeisterlicher Handhabung einer strengen Disziplin, die ihm ganz gegen seine Natur, und übrigens schon durch seine ungewöhnliche Kurzsichtigkeit fast unmöglich war. Bögelin war zufrieden, wenn er in seinen Vorträgen von seinen Schülern nicht gestört wurde, und so hing es weniger von ihm, als von der Zusammensetzung und dem Geist der Klasse ab, ob Ordnung herrschte oder nicht. Ein Lieblingschüler Bögelins macht auch folgende, vollständig zutreffende Bemerkung: „Was seinen Erfolg als Lehrer schwächte, war der Mangel an Festigkeit in seinem ganzen Auftreten, an Präzision in seinen Erklärungen. Auch war er zu fein, um den Unfleiß der Schüler ohne Umschweife zu tadeln, und begnügte sich in der Regel mit ironischen Bemerkungen.“<sup>99)</sup>

Diese Uebelstände fielen bei den Kollegien an der Hochschule beinahe gänzlich weg, auch am Gymnasium traten sie erst in späterer Zeit stärker hervor. Wie weit sie schon in den Vierzigerjahren sich störend bemerklich machten und an der Ungunst Antheil hatten, welche die Erziehungsbehörde Bögelin entgegenbrachte, können wir nicht mehr entscheiden. Doch bezeugt ein Schüler gerade aus den Jahren 1845 bis 1848, die Disziplin sei damals gut, der Unterricht, allerdings nicht für die Gleichgültigen (welche sich selbst überlassen wurden), aber für die Aufmerksamen, anregend gewesen. Was aber damals der ganzen Klasse imponirte, das war die große Gewissenhaftigkeit der Präparation, die völlige Beherrschung des Stoffes ab Seite des Lehrers, endlich seine Humanität und Herzensgüte. Eben diese Eigenschaften sicherten Bögelin, so lange er überhaupt Schule hielt, den Respekt und die Pietät wenigstens der anständigen unter den Gymna-

fiasten. Und eine reiche Zahl von Schülern — darunter Männer, die nachher im Leben und in der Wissenschaft hohe Stellungen einnahmen — haben seinem Unterricht eine dankbare Erinnerung bewahrt.

Mit seinen Fachgenossen an beiden Anstalten unterhielt Bögelin einen freundschaftlichen und achtungsvollen Verkehr. Mehr als Ein Winter versammelte sie und den privatisirenden Jugendfreund Dr. Heinrich Meyer-Ochsner zur Lektüre und Erklärung eines Stückes aus der klassischen Literatur, wobei Bögelin meist die Rolle des Uebersetzers zufiel.<sup>103)</sup>

Mit ganz besonderer Wärme aber schloß sich Bögelin, in schon vorgerückten Jahren, an denjenigen unter seinen Kollegen an, der sozusagen in Allem — in seinem politischen und religiösen Radikalismus, in seinem glänzenden Auftreten, in seinem hochrhetorischen Ton, speziell aber in seiner Besessenheit, die alten Griechen und Römer so sprechen zu lassen, wie sie, im neunzehnten Jahrhundert lebend, sprechen müßten — sein direktes Widerspiel war, an den 1850 bei uns eintretenden Hermann Röchly.<sup>104)</sup>

Was Bögelin an Röchly fesselte, das war zunächst die gemeinsame Verehrung für Gottfried Hermann;<sup>105)</sup> dann aber die Innigkeit, mit der der Fremdling sich an seine neue Heimat angeschlossen,<sup>105)</sup> die Pietät, die er — im Gegensatz zu so vielen andern von der Revolution hieher Verschlagenen — den bürgerlichen und gelehrten Ueberlieferungen der alten Republik entgegenbrachte; zumeist aber die Treuherzigkeit seines Wesens, der menschlich warme Antheil, den Röchly ihm in der schwersten Prüfung, beim Verlust seines hoffnungsvollen Sohnes, widmete. Und so hoch rechnete er ihm dieses treue Mitgefühl an, daß er ihm in der Festschrift von 1858 öffentlich dafür dankte.

Röchly seinerseits imponirte die wissenschaftliche Unbefangtheit des konservativen Herren, Bögelins philologische Feinfühligkeit und die vollendete Humanität, mit der der ältere Mann den jüngern, fast in Allem ihm entgegengesetzten Kollegen aufnahm. So war es ihm eine große Freude, daß Bögelins (von Professor Dr. Johannes Frei angeregte) Ehrenpromotion unter seinem Dekanat geschah.

Bögelin aber fühlte sich von dem in der Fülle seiner Kraft stehenden, nach allen Seiten hin Impulse gebenden jüngern Genossen selbst wieder jugendlich angeregt und zu erneuerter wissenschaftlicher Thätigkeit gespornt. Zeugniß hievon gab er in der schönen metrischen Ansprache, die er an Röchly bei dem Festmahl hielt, das die Zuhörer seiner öffentlichen Vorträge über Homer dem Meister zu Ehren veranstalteten; und beim fünf- undzwanzigjährigen Jubiläum der Zürcher Hochschule widmete er seine Festschrift über des Aristophanes „Vögel“ seinem Freunde Röchly.

Betrachten wir noch Bögelins schriftstellerische Arbeiten, die sich auf die klassische Philologie und Verwandtes beziehen, so gehören sie sämmtlich jenem Gebiete an, innerhalb dessen sein Unterricht in der Schule sich bewegte. Sie gelten alle der Charakteristik eines Schriftstellers, der Erläuterung eines Schriftwerkes aus dem Alterthum. Historische Untersuchungen oder systematische Darstellungen hat Bögelin keine unternommen. Ueberhaupt sind alle seine Publikationen Gelegenheitschriften oder wenigstens solche, die einem äußern Anstoß ihren Ursprung verdanken.



So haben wir gesehen, daß Bögelin's bis 1833 einzige Arbeit, seine Ausgabe von Plutarch's *Vita Bruti* entstand, weil bei der Bewerbung um die Griechische Professur ein wissenschaftlicher Ausweis gefordert wurde. Aber wenn sie auch diesen nächsten praktischen Zweck nicht erfüllte (vielleicht schon darum nicht, weil bei der Entscheidung erst die Hälfte gedruckt vorlag), so behält sie doch ihren sachlichen Werth.

Bögelin hat dieses Erstlingswerk seinem Vater gewidmet, als der ihn ins Alterthum eingeführt, ihn mit Virgil und Homer bekannt gemacht und ihm den Sinn für die unvergängliche Schönheit der klassischen Poesie erschlossen. Längst freilich habe der Vater sich dem höhern Lehramte der christlichen Religion zugewendet, doch möge er dem Büchlein einen freundlichen Blick schenken, bei dessen Ausarbeitung der Sohn nicht nur wissenschaftlichen Gewinn und Genuß, sondern so oft auch in den Stürmen der Zeit die innere Sammlung gefunden. Die Vorrede — und hier allein erlaubt sich Bögelin eine Abschweifung — erinnert an die Behandlung des Plutarchischen Themas durch Shakespeare im „Julius Cäsar“<sup>106)</sup> und durch Bodmer in „Brutus und Cassius Tod“.

In seiner Arbeit nun bemüht sich Bögelin in erster Linie, den Text seiner Schrift, der damals noch sehr im Argen lag, kritisch zu säubern und wenigstens lesbar zu machen. Es konnte dies freilich nicht auf Grund von Handschriften, sondern nur der alten Druckausgaben, der Aldinischen (von 1519) und der Basler (von 1533), sowie durch eigene Konjekturen, resp. Kritik derjenigen der frühern Bearbeiter geschehen. Der so revidirte Text ward dann sehr sorgfältig nach seiner grammatischen und nach seiner materiellen Seite (durch Vergleichung mit den übrigen historischen Quellen des Alterthums) erläutert. Die Ausgabe erhielt von dem französischen Gelehrten Emile Egger ein ganz uneingeschränktes, ja wahrhaft begeistertes Lob *comme un excellent modèle d'une édition classique d'auteur grec ou latin.*<sup>107)</sup> Nicht minder anerkennend war das Urtheil, welches ein spezieller Kenner Plutarch's<sup>108)</sup>, Karl Sintenis in Zerbst, abgab:<sup>109)</sup> Der große Fleiß und die gleichmäßige Sorgfalt vom Anfang bis zum Ende der Arbeit, die Besonnenheit und Bescheidenheit in der Textkritik, die glückliche Auswahl des historischen, zur Erläuterung des Textes beigebrachten Materials werden ganz besonders betont, worauf der Rezensent Bögelin in alle Details folgt und sich Punkt für Punkt mit seinen Vorschlägen und Erklärungen auseinandersetzt. — Nach diesem schönen Anfang hätte man wohl wünschen mögen, Bögelin wäre auf dieser Bahn der umfassenden Behandlung von Werken der klassischen Literatur weiter fortgeschritten. Es blieb aber bei dieser Einen Ausgabe eines Klassikers.

Als eine späte Reminiscenz an seine Plutarchischen Studien<sup>72)</sup> kann auch der öffentliche Vortrag über Agis und Kleomenes gelten, den Bögelin den 14. Januar 1858 auf dem Rathhause hielt: „Die handelnden Personen führt er rein im romanhaften Gewande seines Plutarch vor, mit bewußter Ablehnung der historischen Kritik.“<sup>99)</sup> Das Bild aus den letzten Zeiten der sterbenden Freiheit Griechenlands, das dem Hörer vorgeführt wurde, wollte „jene Theilnahme in Anspruch nehmen, welche neben dem Glück und der Macht auch dem Unglück der Edlen und dem Erlöschen einer geweihten Flamme mag gewidmet werden“. — „Für Freiheit und Vaterland haben auch Agis und Kleomenes die Krone der Märtyrer erstritten, und möchte ihr Zeugniß auch heute noch unverloren sein, wo es gilt, diese heiligen Güter gegen Verfolgung und Verführung zu schützen.“ Mit diesen sehr verständlichen Worten schloß der Vortrag.<sup>110)</sup>

Die Schriftsteller aber, denen Vögelin eine intensive und andauernde Thätigkeit zuwendete, waren Plato, Aeschylus und Aristophanes.

Es war zunächst eine äußere Veranlassung, nämlich die Aufforderung der Verlagshandlung, daß Vögelin 1838 eine Neubearbeitung der alten Schulheßischen<sup>111)</sup> Uebersetzung von Plato's Gorgias unternahm. Aber wenn das Uebersetzen überhaupt Vögelin eine höchst willkommene Arbeit war, so gefellte sich in diesem Falle das Interesse dazu, der glänzenden Schleiermacher'schen Plato-Uebersetzung, in der Vögelin oft mehr Schleiermachers als Plato's Geist fand, ein Beispiel anspruchsloser, treuer Wiedergabe des Autors gegenüberzustellen. — Ebenfalls eine Umarbeitung der ältern Schulheßischen Vorlage ist die Uebersetzung von Plato's Gesehen, welche Professor Baiter begonnen, dann aber an der Fortsetzung gehindert, Vögelin überlassen hatte. Für diesen waren die anerkennenden Beurtheilungen der Verdeutschung von Seiten seines alten hochverehrten Lehrers Gottfried Hermann<sup>112)</sup> und namentlich des speziellen Plato-Forschers Karl Friedrich Hermann in Göttingen,<sup>113)</sup> eine schöne Genugthuung.

Zum Symposion, sowie zum Phädrus theilte Vögelin 1841 seinem Freunde Baiter zu Händen der von ihm mit Drelli und Winkelmann besorgten (kleinen) Zürcher Gesamtausgabe Platos eine Anzahl Bemerkungen mit, denen er die Form einer Epistola Critica ad J. G. Baiterum gab.<sup>114)</sup> — Die Herausgeber druckten diese Epistola Critica den Bändchen, welche das Symposion (mit der Widmung an Schelling) und den Phädrus enthalten, je in ihrem ganzen betreffenden Wortlaute vor. — Auch für andere Bändchen dieser Zürcher Ausgabe und neue Auflagen derselben hat Vögelin Beiträge gegeben.

Und sechsundzwanzig Jahre später richtete Vögelin ein neues Sendschreiben: „Kritische Bemerkungen zu Platos Symposion“ an Baiter, das im VI. Jahrgang des „Neuen Schweizerischen Museum“ erschien. Er bezeichnet diese im Vergleich zu der frühern ganz neue Arbeit als ein Denkmal seiner hohen Verehrung für den Weisen, „der wie keiner aus der Wahrheit und der Schönheit Quelle zugleich geschöpft hat, und dem wie keinem der Alten der Blick über diese Welt empor geöffnet war“. Sie soll aber auch — es ist wohlthuend dies zu hören — eine Erinnerung sein „an ihn, der schon als Jüngling sich begeistert der Betrachtung dieses Kunstwerkes zuwandte, und als Mann es so anmuthig erneuernd uns zuführte, dessen Geist Platonische Tiefe und Fülle besaß, unsern unvergessenen Drelli“.

Das tiefe Interesse an Plato, das Vögelin schon in den frühen Studienjahren erfaßt hatte (S. 8) begleitete ihn durchs ganze Leben. Noch in seinen letzten Zeiten ließ er sich neuere Plato-Forschungen vorlesen. Plato war ihm der höchste unter allen Philosophen, weil er mit den tiefsten Blicken in das Wesen der Dinge die künstlerisch vollkommenste Form der Darstellung verband. Freilich umfaßte Vögelins Studium nur einen Theil des wunderbaren Systemes des Atheners: die großen politischen und sozialen Fragen, welche z. B. die „Republik“ erörtert, ließ er bei Seite. Er fand seine Erhebung und Stärkung in den die Erkenntnistheorie beschlagenden, genauer gesagt in den theologischen Ausführungen, in der Lehre von der Transszendenz. Hier fand er die unmittelbare Anknüpfung an seine christlichen Ueberzeugungen. In dem von „Weihnachten“ 1856 datirten Vorwort zur zweiten Ausgabe der Uebersetzung des Gorgias nennt er geradezu die Lehre dieses Gespräches „ein christliches Element in der Hellenischen Weisheit“, und er hofft, diese Blätter möchten „hie und da die Ueberzeugung von dem einen rechten Wege befestigen“.

Das religiöse Element war es denn auch, was Vögelin unter den Griechischen Tragikern den Aeschylus so sympathisch machte. Seiner tiefen Auffassung dieses gewaltigen Dichters hat er Ausdruck

gegeben in dem schönen Vortrag über „Aeschylus“, den er im Dezember 1854 auf dem Rathhaus gehalten und der dann gedruckt erschien. Die „Perser“ hat Vögelin vollständig metrisch übersetzt. Die ersten 597 Verse erschienen als Beilage zum Programm der Zürcherischen Kantonschule 1850 (nachdem ihm der Unterricht im Griechischen entzogen worden war), und wir wissen nicht, warum der Schluß nicht im folgenden Jahrgang zur Veröffentlichung kam. Dagegen hat Vögelin zehn Jahre später eine Uebersetzung der „Sieben gegen Theben“, Wilhelm Wackernagel zum Festgruß an der vierhundertjährigen Jubelfeier der Universität Basel, erscheinen lassen.

Vögelin's großes Geschick in der sprachlichen und metrischen Behandlung antiker Dichtungen tritt in diesen beiden Uebersetzungen besonders deutlich zu Tage, in welchen er „dem Pathos des Aeschylus recht nahe kommt, und die Ehre mit ihren eigenthümlichen Versmaßen schön zum Gehör bringt.“<sup>99)</sup> Auch Böckh erfreute sich an der schönen Versifikation.<sup>115)</sup> — Zugleich hat Vögelin in einem Vorwort zu den „Persern“, sowie in einem Nachwort zu den „Sieben“ seine Ansicht über den Werth von Uebersetzungen klassischer Dichterwerke und über die Grundsätze, nach denen sie ausgeführt werden sollen, ausgesprochen. Es ist die Erklärung seiner eigenen rastlosen Uebersetzungsthätigkeit, wenn er sagt: „Uebersetzung in eine fremde Sprache ist mir immer nicht nur als die beste Aneignung eines Werkes fremder Zunge erschienen, sondern auch als der rechte Dank für den Genuß eines solchen Werkes: darum halte ich auch jeden neuen Versuch solcher Uebersetzung für gerechtfertigt, sofern nicht das Mißlingen ihm diese Rechtfertigung entzieht.“

Der dritte Autor endlich, der Vögelin nächst Plato und Aeschylus mit immer neuem Reize anzog, war Aristophanes — neben den ernstern Predigern der Schalk und Spötter, der aber wie jene im Gewande der Dichtung die tiefstinnigsten Wahrheiten andeutete. Und zwar stellte Vögelin unter allen Komödien des Meisters am höchsten die „Vögel“, in denen er unmittelbarer als sonst nirgends sich in das heitere und tendenzlose Reich der Poesie entrückt fand. Dieses höchst lebendige Gefühl gab ihm denn auch die Veranlassung zu der schon genannten Festschrift, in der er sich mit Köchly gründlich über Gehalt und Zweck des wunderbaren Stückes auseinandersetzte.

Köchly hatte in seiner glänzenden Weise 1857 in dem Glückwunschsreiben zu Böckhs fünfzigjährigem Doktorjubiläum den Gedanken ausgeführt, die „Vögel“ seien eine bittere Satire auf die damaligen politischen Zustände Athens — eine Auffassung, welche übrigens schon 1827 W. Süvern vorgetragen hatte.<sup>116)</sup> Köchly gieng nicht so weit wie sein Vorgänger im Aufspüren spezieller Anspielungen, er führte überhaupt den Gedanken viel geistreicher und vertiefter durch. Für Vögelin aber war diese Hypothese in jeder Form ausgeschlossen. Das hätte nun gerade noch gefehlt, daß die Politik, die ihn im Leben auf Schritt und Tritt ärgerte, sich noch in die Freistatt seiner Gedanken, in die Poesie eindrängte. Mit großer Wärme trat er daher — wenn auch in ausgesucht höflicher Form — Köchly entgegen, Punkt für Punkt dessen Aufstellungen widerlegend. Dabei verbar er sich freilich nicht, daß es sich hier nicht um zufällig aus einander gehende Meinungen, sondern um eine prinzipielle Verschiedenheit handle. „Meine poetische Deutung mag wie Ihre politische mit der Richtung des eigenen Gemüthes zusammenhängen“, und damit hat er offenbar das Richtige getroffen. Vögelin sandte seine Schrift auch an Böckh, und es mag die Fachmänner interessiren, das Urtheil des so gewissermaßen zum Schiedsrichter aufgerufenen Altmeisters zu vernehmen. Er schrieb seinem ehemaligen Schüler:

„Sie haben mir, geehrtester Herr Professor, durch die gütige Uebersendung Ihrer Schrift über die Aristophanischen Vögel eine große Freude gemacht, und zwar in doppelter Beziehung. Erstlich ist mir Ihr Andenken

werth als Erinnerung an eine frühere Zeit, in welcher ich Sie hier persönlich kannte; denn je älter man wird, desto mehr lebt man in der Vergangenheit und zehrt von derselben, da die Zukunft wenig mehr zu erwarten, am wenigsten zu hoffen giebt. Zweitens sehe ich gern die verschiedenen Möglichkeiten und Versuche, ein so merkwürdiges Kunstwerk wie dieses Aristophanische zu begreifen. Süvern's, Köchly's und Ihre Auffassung bilden eine absteigende Stufenleiter der Erklärung, absteigend von größerer Bestimmtheit ins Unbestimmtere, und ich neige mich allerdings immer mehr dem letztern zu, welches das Poetischere ist, in welchem sich der Geist mit freierem Spiel bewegt. So wenigstens habe ich Ihre Schrift aufgefaßt, die ich im Augenblick, da ich Ihnen antworte, nochmals zu lesen nicht Muße habe. Bei aller Hochachtung für den Geist des Aristophanes darf man, wie ich mich längst überzeugt habe, doch nicht so viel Absichtlichkeit und Tendenz bei ihm voraussetzen, als heutzutage gewöhnlich geschieht. In dieser Uebersetzung scheinen wir beide ziemlich übereinzustimmen; nur war ich bei Lesung Ihrer Abhandlung geneigt, Ihrem Kollegen Köchly etwas mehr als Sie zuzugeben.

„Empfehlen Sie mich diesem, wenn ich bitten darf, angelegentlich, und bleiben Sie mir ferner gewogen.

„Berlin, den 14. Juni 1858.

„Hochachtungsvoll und ergebenst

Böckh.“

Wenn Bögelin mit vollem poetischem Verständniß in den Geist des großen Lustspielsdichters eingedrungen ist, so war es dagegen weniger seine Sache, den leichten Ton der Komödie, die von Witz und Uebermuth sprudelnde Sprache des Aristophanes im Deutschen zum congenialen Ausdruck zu bringen. Immerhin liest man nicht ohne Interesse die vollständige Uebersetzung der Vögel, welche Bögelin für jene Lese-Abende (S. 61) gefertigt, und die „Probe einer Uebersetzung aus Aristophanes Fröschen“ (Vers 757—1534), welche er als Nicht-Professor des Griechischen im Programm der Zürcher Kantonschule für 1854 veröffentlichte.

Die Reihe der von Bögelin publizirten Uebersetzungen antiker Schriftwerke schließt mit einer Arbeit, die uns sein Talent noch in einer neuen Richtung zeigt. In der Uebersetzung von Demosthenes' „dritter Philippischer Rede“ und der „Rede über die Dinge in Chersones“ (Programm der Kantonschule für 1856) beweist er, wie er auch einem Prosaisten (und sogar einem Politiker!) gerecht werden kann. In ganz seltener Weise versteht er es, das ihm persönlich absolut fremde Pathos der Volksberedsamkeit bis in die feinsten Nüancen des Vortrages hinein wiederzugeben.

Endlich ist auch eine archäologische Arbeit Bögelins zu verzeichnen: die Beschreibung und Erklärung des Diptychons (d. h. der den Deckel eines Schreibkalenders bildenden Elfenbeintafeln) des Konsuls Areobindus. Schon der gelehrte Hagenbuch<sup>117)</sup> hatte über dieses aus Konstantinopel stammende Kunstwerk vom Jahre 506 eine Abhandlung geschrieben, die Bögelin zur Grundlage diente.<sup>118)</sup> Auch Theodor Mommsen, damals in Zürich, und Ferdinand Keller gaben, jener historische, dieser archäologische Beiträge zu der Abhandlung, und so entstand als Gratulationschrift zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum von Bögelins Lehrer, Professor Heinrich Escher,<sup>119)</sup> die hübsche, durch Erschöpfung des Gegenstandes<sup>120)</sup> werthvolle Monographie über das kostbarste Denkmal des Römischen Alterthums, das Zürich besitzt. Dieselbe führt uns über auf Bögelins Thätigkeit für die Alterthümer und die Geschichte seiner Vaterstadt.

Soll zum Schluß Bögelin's Stellung zu den verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der Philologie angegeben werden, so läßt sie sich mehr negativ als positiv ausdrücken. Allen Extremen im Innersten abhold, gegen jedes System mißtrauisch, war er eben so weit entfernt von der Hyperkritik der Einen, wie von der Kritiklosigkeit der Andern. Und indem er — namentlich in der aufs Genaueste verfolgten Plato-Forschung — beobachtete, wie jeweilen ein Extrem dem andern rufe, bildete sich ihm die unumstößliche Ueberzeugung aus, die Wahrheit liege niemals in der ausschließlichen Betonung Einer Anschauung, sondern nur in der lebendigen Zusammenfassung der verschiedenen Gesichtspunkte. Diesem Grundsatz überall nachlebend, hat sich Bögelin eine, man darf sagen seltene wissenschaftliche Selbständigkeit bewahrt. Aber er war auch bescheiden genug, um zu erkennen und es auszusprechen, solche abwägende Zurückhaltung sei nicht den schöpferischen, sondern nur den reproduzierenden Naturen gegeben.

## VII.

Wenn die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum, namentlich mit Plato, bei Bögelin stets den lebendigen Antheil an den höchsten Fragen wachhielt, die dem menschlichen Geiste entgegentreten, wenn seine ausgebreitete Kenntniß morgenländischer und abendländischer Literatur ihm eine ungewöhnliche Weite des Blickes verlieh, so war dagegen die andere, ebenso stark entwickelte Seite seines Wesens der innigste, wahrhaft kindliche Anschluß an seine Heimat, an sein Zürich.

Freilich war das nicht das Zürich der Gegenwart, sondern das alte Zürich, wie es ihm in der Verklärung der Geschichte und der Dichtung vor Augen stand — das Zürich, das Zwingli geschaffen, das Zürich, in dem sich im vorigen Jahrhundert jene hohe Kultur entwickelt hatte, das Zürich, dem noch sein Vater angehörte; und dessen Untergang die Jahre 1798 und 1830 bezeichneten.

Nun aber ragte dieses hingeschwundene Zürich doch immer noch mit zahlreichen Denkmälern und Erinnerungen in die Gegenwart herein, und es war für Bögelin eine Lebensaufgabe, im Geiste seines Vaters jene Vermächtnisse einer schönern Zeit zu schützen und zu pflegen.

Ein solches theures Vermächtniß war ihm vor Allem die Stadtbibliothek, der er seit November 1835 als Aktuar, seit Mai 1841 als zweiter, und vom Mai 1851 bis an seinen Tod als erster Unterbibliothekar seine Dienste widmete. In ununterbrochenem Zusammenwirken mit seinem Jahrgänger, Freund und Vorgesetzten, Dr. F. Horner, hat er mehr als ein Menschenalter hindurch die Obliegenheiten dieser Stellung versehen. Wenn er dabei, Hornern mit Vergnügen die Repräsentation und die Verwaltung überlassend, im Ertheilen mündlicher und schriftlicher Auskunft geradezu unermüdblich war, und gerne für auswärtige Gelehrte persönlich Kopituren und Auszüge besorgte, so lag das einerseits in seiner angeborenen Dienstwilligkeit und Humanität, anderseits aber war es ihm ein Ehrenpunkt, daß jeder wissenschaftliche Forscher von der Stadtbibliothek Zürich so gut als immer möglich gefördert werde. Es leuchtet ein, daß ein so gehandhabter Bibliotheksdienst Bögelin mit einer Reihe hervorragender Gelehrter in freundschaftliche Beziehung bringen mußte.

Zu den laufenden Geschäften ihres Amtes kam für die Bibliothekare seit Anfang der 1850er Jahre noch die große und mühevolle Aufgabe der Erstellung eines neuen Kataloges sämtlicher gedruckter Bücher, Broschüren und Flugblätter der Stadtbibliothek. Das gegen 80,000 Nummern (nicht Bände) enthaltende Werk ward 1864 in vier stattlichen Bänden im Druck vollendet, und wenn es durch seine ganz außerordentliche

Genauigkeit Men, die es benützen, zur Freude und zur Belehrung gereicht, so fällt das Verdienst wohl in erster Linie Bögelin zu, der den formalen Theil der Arbeit überwachte. Dabei kam dem Unternehmen nicht nur Bögelins philologische Akribie zu statten, sondern auch seine ausgesprochene, bei einem so geistvollen Manne eigenthümliche Liebhaberei für Katalogisirungs- und Korrektur-Arbeiten. — Unmittelbar nach Vollendung des Kataloges der Druckwerke ging Bögelin an die Ausarbeitung des Handschriftenkataloges, den er aber bei dem Umfang und der Schwierigkeit der erforderlichen Vorarbeiten nicht weit führen konnte.

Auch eine große Reihe Neujahrsblätter hat Bögelin für die Stadtbibliothek geschrieben, von denen die meisten auf das Institut selbst und Werthstücke oder Merkwürdigkeiten im Besitze desselben Bezug haben. Namentlich sind zu erwähnen die Jahrgänge 1847 und 1848, welche den Schluß der von seinem Vater 1842 begonnenen Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek enthalten. Mitten in der Schilderung der Thätigkeit Bodmers<sup>121)</sup> war diesem die Feder entsunken, und nun führte der Sohn die Aufgabe zu Ende, das geistige Leben Zürichs im vorigen Jahrhunderte und die schöne Entwicklung der Bibliothek bis auf die Gegenwart hinunter, zu schildern.

Auch durch vielerlei Schenkungen hat Bögelin seine Liebe zur Stadtbibliothek bethätigt. So machte er sich lange Jahre hindurch das Vergnügen, derselben an ihrem Stiftungstag, dem 6. Hornung (zugleich dem Geburtstag Horners) irgend eine seltene Druck- oder eine erste Klassiferausgabe als „Geburtstagsgeschenk“ zu überreichen. Kurz vor seinem Tode stellte er aus seiner Münzsammlung Alles zusammen, was dem Münzkabinet auf der Wasserkirche noch mangelte und reichte es in dieses ein. Es waren nach dem Bericht des Direktors an den Bibliothek-Konvent „nahezu dreihundert Stück Zürcherischer und Schweizerischer Gold- und Silbermünzen, die größtentheils durch Seltenheit werthvoll und sämmtlich vortrefflich erhalten sind.“ Endlich überließ er durch lektwillige Verfügung der Wasserkirche eine beträchtliche Auswahl von Büchern aus seiner Bibliothek.

Ein besonders lebhaftes Interesse hatte Bögelin für die kirchlichen Baudenkmäler seiner Vaterstadt, und schwer ärgerten ihn die Verunzierungen, welche sie sämmtlich im Lauf der Zeit erfahren hatten. In diesem Gefühle schrieb er 1841 einen sehr lebhaft gehaltenen Artikel „Pia desideria für architektonische Restaurationen in Zürich“,<sup>122)</sup> in welchem er beim Großmünster im Innern Entfernung des Kanzelbodens,<sup>123)</sup> und Freistellung des Chores,<sup>124)</sup> am Außern Beseitigung der über das Hauptportal hinaufgeführten Treppen auf die Emporkirche; für die Predigerkirche Abbruch der monströsen Vorhalle<sup>125)</sup> und Entfernung der im Chor angebrachten Zwischenboden; für die Wasserkirche aber Abbruch des s. g. Wasserhauses verlangt. — Seinem Wunsche wurde in Bezug auf den Großmünster entsprochen, indem man 1844 die Freitreppe und 1851 den Kanzelboden beseitigte. Bei der Niederreißung des alten Chorherrengebäudes aber drohte auch dem Kreuzgang der Untergang, da man sich seltsamer Weise von der Beseitigung dieses „spätern Anhängels“ und der gänzlichen Freistellung der Großmünsterkirche eine architektonisch schöne Wirkung versprach. In der Angst um das kostbare Denkmal Romanischer Baukunst richtete Bögelin unterm 26. März 1850 eine dringende Vorstellung an das Komite der Chorherrenbaute, in welchem jene Ansicht ihre Vertheidiger gefunden hatte. Mit der ihm eigenen Höflichkeit, aber auch mit größter Bestimmtheit wies Bögelin den Herren die Verkehrtheit jener unreifen Phantasie nach. Dem Präsidenten des Komite, alt Bürgermeister Heß, der durch jene Parole „Freistellung der Großmünster Kirche“ sein Projekt des Baus der Mädchenschule

bedroht sah, kam Bögelin's Schreiben überaus gelegen, und er erbat sich vom Verfasser die Bewilligung zum Druck, zunächst für die Behörden,<sup>126)</sup> dann aber auch für das Publikum. Bei beiden schlug die einfache Darlegung der Thatsachen durch, und Bögelin durfte sich freuen, durch diesen Schritt, zu dem ihm, wie er selbst sagt, „das Andenken an seinen unlängst verstorbenen Vater, die Liebe zur Kunst und ein hohes Interesse für die Ehre seiner Vaterstadt“ drängten, dieses ein in seiner Art einziges Monument gerettet zu haben.

Endlich war es Bögelin eine Herzensangelegenheit, den Zeitgenossen und zumal dem heranwachsenden Geschlechte immer wieder Bilder und Vorbilder aus der großen Vergangenheit des engern und weitem Vaterlandes vor Augen zu stellen. Zu diesem Zwecke war ihm besonders erwünscht die Einrichtung unserer Neujahrsblätter, wo der Verfasser, ungenannt, und nicht in seinem, sondern im Namen einer literarischen oder gemeinnützigen Gesellschaft zur Jugend der Vaterstadt spricht.<sup>127)</sup> Doch konnte ihm nicht entgehen: „Die Art, wie diese Blätter als die Begleiter eines einzelnen vaterländischen Festtages erscheinen, bedingt auch eine gewisse Beschränkung ihrer Verbreitung auf engere Kreise und ein flüchtigeres Vorübergehen ihrer Eindrücke“.<sup>128)</sup> Darum trat er gerne auf den Vorschlag seines Freundes, des Staatsarchivars Gerold Meyer von Anonau, zur Herausgabe eines „Zürcher Taschenbuches“ ein. Allein der Begründer und Redaktor desselben wurde noch vor dem Erscheinen des zweiten Jahrganges plötzlich aus seiner reichen literarischen Thätigkeit dahingerafft, und nach seinem Tode (1. November 1858) kam das Unternehmen ins Stocken. Bögelin allein gab noch einen dritten und letzten Jahrgang, 1862, heraus. — Nur selten, und jedesmal auf Ferdinand Kellers Andringen, veröffentlichte er etwas in den Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft, obwohl er derselben seit 1832 angehörte, und ein besonders eifriges Mitglied war.

Ueberblicken wir nun die zahlreichen Publikationen Bögelin's auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, so gruppieren sie sich in augenfälliger Weise um drei oder vier Hauptgesichtspunkte.<sup>129)</sup>

Zunächst verfolgt er die Entwicklung und die Leistungen einzelner kirchlicher und wissenschaftlicher Institute. Dahin gehören die „Notizen über das Stift zum Grossmünster vor der Reformation“. Sind diese ein bloßer Auszug aus Bullingers Chronik von den Tigurinern, so bietet dagegen Bögelin eigene Forschung, wenn auch mit starker Anlehnung an S. H. Gottingers Schola Tigurinorum Carolina, in der „Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes“, welche unter diesem bescheidenen Titel eine Skizze zur Geschichte der Zürcherischen Stiftsschule giebt. Es sind diese Blätter ein schönes Denkmal der Anstalt, die für Bögelin's Vaterstadt eine so große Bedeutung hatte, und an der er selbst in die Wissenschaft eingeführt worden war. Eine Art Ergänzungsblatt, das aber zugleich in die Geschichte des Reformationszeitalters überleitet, sind „Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube“, wo anknüpfend an die Gastgeschenke der Englischen Flüchtlinge, deren Beziehungen zur Zürcher Kirche nach den von der Parker Society veröffentlichten Briefen<sup>130)</sup> in anmuthiger Weise geschildert werden.

Die „Geschichte des Klosters Kappel“ ist einfach ein Auszug aus den Annales sive Chronicon Cœnobii Cappell von Peter Schmler und Heinrich Bullinger. Hieran schließt sich die Geschichte der Klosterschule in Kappel (nach Bullingers Reformationsgeschichte) und des Alumnates in Zürich (nach den Akten im Staatsarchiv) worüber oben S. 43 zu vergleichen ist.

Daran reiht sich die Geschichte der Wasserkirche.

Zwei Studien über Details aus dem Leben Zürichs zu Anfang des XVI. Jahrhunderts: Das Freischießen von 1504 (nach dem Schützenbriefe jenes Jahres und nach Edlibachs Chronik) und: Der Kalender von 1508 machen den Uebergang zu den Monographien aus der Zürcher Reformationsgeschichte. Es sind die Erinnerungen an Zwingli (Beschreibung einiger Reliquien des Reformators), Pellikans und Kollins Aufzeichnungen ihrer Erlebnisse, die Skizze über den Komthur Schmid in Küsnach, die Briefe der Jane Grey und des Erzbischofs Kramerer an Bullinger, endlich ein Blatt über den Theologen Otto Werdmüller<sup>131)</sup> — Arbeiten von ziemlich ungleicher quellenmäßiger Begründung.

Eine letzte Gruppe von Schriften feiert den literarischen und politischen Aufschwung, den uns das XVIII. Jahrhundert brachte: Und hier erweitert sich der Blick über die Grenzen Zürichs hinaus auf die Eidgenossenschaft. Neben der schönen, auf die Quellen zurückgehenden Studie über „Die literarische Bedeutung Zürichs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts“ treten die Patrioten Franz Urs Balthasar von Luzern (s. oben S. 42) und Isaaß Iselin von Basel auf, deren ideales Streben auf eine Wiedergeburt der alten Eidgenossenschaft gerichtet war.

Das waren die Momente in unserer vaterländischen Geschichte, die Bögelin geeignet schienen, der Gegenwart ermunternde und erhebende Vorbilder der Frömmigkeit, des wissenschaftlichen Strebens, der Vaterlandsliebe zu bieten. Und wir dürfen ihnen noch drei Lebensbilder aus seiner eigenen Zeit anreihen: dasjenige seines Vaters, seines Lehrers, Professor Fäsi, und seines Jugendfreundes Friß Hafner, von welchen Bögelin einen nachwirkenden Segen erhoffte.

Ueberblicken wir diese Arbeiten und vergleichen wir sie mit den philologischen Schriften des Verfassers, so ergibt sich eine höchst charakteristische Uebereinstimmung<sup>132)</sup>: Es sind sämtlich kleinere Monographien, ja recht eigentlich Gelegenheitschriften. Auch hier bewegt sich der Verfasser auf einem weiten Gebiete, aber auch hier hat er sich auf keinem Punkte zur ausgeführten Darstellung eines größern Ganzen konzentriert. — Auch hier ferner charakterisirt sich ein großer Theil dieser Arbeiten als Uebersetzungen, Erläuterungen oder Bearbeitungen eines gegebenen Textes. — Endlich liegt der Auswahl der Stoffe auch hier stets ein Gefühlsmoment zu Grunde: bald ist es ein poetischer, bald ein gemüthlicher Zug, der ihn fesselt. Bald erhebt der Verfasser seine Stimme zu freudiger Anfeuerung, bald zu ernster Warnung — wie er es in seinem Plutarch gefunden hatte.

Bögelin hat seine historischen Arbeiten alle unternommen aus dem Gefühl der Liebe zur Heimat, und er hoffte diese Liebe durch sein Wort bei seinen Lesern zu beleben.

---

### VIII.

Ein höchst wesentlicher Theil des „Alten Zürich“ war die Zürcherische Kirche, in ihrer ganzen Organisation und in ihren Formen immer noch die Kirche Zwingli's. Bögelin, der im Frühjahr 1827 nach Absolvirung seiner theologischen Studien, die kirchliche Ordination erhalten hatte (S. 11) und dadurch Mitglied der Zürcherischen Geislichkeit und der Synode geworden war, hörte bis an seinen Tod nicht auf, an der vaterländischen Kirche den lebendigsten Antheil zu nehmen. So lange seine Kräfte irgend noch ausreichten, widmete er ihr seine Dienste.



Die Synode brachte Bögelin wie seinem Vater ein besonderes Vertrauen entgegen. Sie wählte ihn im Oktober 1834 zu ihrem zweiten, im Oktober 1837 zu ihrem ersten Aktuar — welches Amt er bis zum Oktober 1840 versah — im Oktober 1848 aber zum Kirchenrath. Der Große Rath bestätigte die Wahl, und der Erziehungsrath gestattete Bögelin sie anzunehmen.

So sehr dieser sich freute, in dieser ehrenvollen Stellung seinem Vater nachfolgen zu dürfen, so fühlte er sich doch in dieser Behörde (in welche gleichzeitig mit ihm Dr. Alfred Escher eintrat) nie recht heimisch. Er stand den praktischen Geschäften, welche dieselbe zu besorgen hatte, zu ferne. Dagegen nahmen die Fragen über die Reorganisation des Kirchenrathes, über das Gesangbuch und die Liturgie ihn vollauf in Anspruch.

Durch das „Verfassungsgesetz“ vom 23. November 1849 hatte der Große Rath eine veränderte Organisation des Regierungsrathes festgestellt, für diejenige des Kirchenrathes und des Erziehungsathes Spezialgesetze postulirt. Schon unterm 10. Januar 1850 legte der Regierungsrath den „Entwurf zu einem Gesetz betreffend die Organisation des Kirchenrathes“ vor. Die Hauptbestimmung war die Reduktion des Kirchenrathes von 15 auf 7 Mitglieder, von denen nunmehr 4 vom Großen Rath, 2 von der Synode gewählt werden sollten, während bis dahin die Synode 9, der Große Rath 5 gewählt hatte (die Wahl des Antistes durch den Großen Rath auf einen Dreiervorschlag der Synode blieb unverändert). Diese Verkürzung des bisherigen Uebergewichtes des geistlichen Elementes stieß sowohl im Kirchenrath als in der Synode, welche den Entwurf zu begutachten hatten, auf entschiedenen Widerstand, und in beiden Behörden vertrat Bögelin diese Opposition mit ganz besonderem Nachdruck<sup>133</sup>), daher ihm denn auch im Verein mit Pfr. Häfeli und den Aktuaren, Pfr. S. Zimmermann und Pfr. G. Finsler aufgetragen ward, das Memorial der Synode an den großen Rath abzufassen. Dasselbe erhielt die letzte Redaction durch Bögelin und hebt namentlich hervor, die Geislichkeit halte nicht sich selbst für die richtige Repräsentation der Kirche, wünsche vielmehr eine gemischte Synode. Hierin, nicht in der bureaukratischen Regierung der Kirche durch den Staat erblicke sie die prinzipiell richtige Fortentwicklung der Kirchenverfassung<sup>134</sup>). Der Große Rath nahm aber den Vorschlag des Regierungsrathes an. Bei der Neuwahl des Kirchenrathes gab Bögelin die Erklärung ab, er nehme eine Stelle in demselben nicht mehr an, er konnte aber seine Ablehnung gegenüber dem ausgesprochenen Willen der Synode nicht aufrecht halten. Er blieb in der Behörde bis Mai 1856.

An der 1851 zu Ende geführten Arbeit der Herstellung eines neuen Gesangbuches hatte Bögelin nicht nur einen großen materiellen Antheil, sondern ihm lag auch die ganze Anordnung und Ueberwachung des Druckes in den verschiedenen Ausgaben ob. Es brauchte Bögelins Freude an den Liedern, an den Melodien und an der Besorgung von Korrekturen, um die Arbeit so korrekt zu Ende zu bringen.

Die Revision der Liturgie, welche vom Reformationsfest her auf den Traktanden stand, aber nie zu einem Resultat hatte kommen können<sup>135</sup>), wurde endlich zum Abschluß gebracht, indem die Synode im November 1852 eine neue liturgische Kommission, bestehend aus alt Antistes Füsli, den Pfarrern Hef und Bollinger, und den Professoren Schweizer, Lange, Bögelin und Biedermann beauftragte, ihr einen Entwurf vorzulegen, der dann auch von einem Ausschuss dieser Kommission (Füsli, Bögelin und Biedermann) vereinbart, von der Synode den 14. Juni 1854 und vom Großen Rathe den 26. Dezember d. J. angenommen wurde. Bögelin verfasste auch den Bericht des Kirchenrathes an den Regierungs- (resp. den Großen) Rath betreffend diese Angelegenheit. Dieses Werk unendlicher Mühen und Transaktionen hatte aber doch kaum zehn Jahre Bestand.

Im Weitern besorgte Bögelin wiederholt Revisionen des Neuen Testaments, der Psalmen und des Katechismus, und nahm besonders eifrigen Antheil an den Bemühungen um Einführung einer gemeinsamen Bibelübersetzung für die Deutsche reformirte Schweiz, welche freilich zu keinem Abschluß gekommen sind.

Im Jahre 1867 überraschte ihn die Wahl zum Vorsteher der Erspesktanten, welche er aber ablehnte, wogegen er diejenige in die Verwaltungskommission der sogenannten „Neuen [Prediger- Wittwen- und Waisen-] Stiftung“ 1868 annahm.

Aber nicht nur der Gesamtkirche, auch seiner Pfarrgemeinde (bis 1861 St. Peter — dann Großmünster) war Bögelin mit inniger Anhänglichkeit ergeben. Er besuchte aus tiefem persönlichen Bedürfniß allsonntäglich den Gottesdienst seiner Pfarrkirche, auch dann noch als die Reformtheologie im St. Peter ihren Einzug hielt und die Predigt ihm oft zum Aergerniß gereichte. Er fand seine Erbauung in der Vereinigung mit der Gemeinde, im Gesang und Gebet. Auch betonte er lebhaft die Pflicht der Gemeindeglieder, den Gottesdienst zu besuchen. Als er nach seiner Ueberfiedlung in die Großmünstergemeinde 1863 in die Kirchenpflege derselben gewählt wurde, war ihm dieses Amt eines „Stillständers“ so wichtig als irgend eine Stelle, die ihm jemals übertragen worden war, daher er es auch bis zuletzt beibehielt. Und wie angelegentlich bemühte er sich um Hebung der Gottesdienste! Jahrzehnte lang gehörte er, erst als einfaches Mitglied, dann als Vorsteher dem von Professor Lange gestifteten Kirchengesangverein an, der sich die Aufgabe setzte, an Festtagen die kirchliche Feier, bald in dieser, bald in jener Gemeinde der Stadt zu beleben und geistliche Konzerte aufzuführen. Auch vermittelte er die Beihülfe des Kirchengesangvereins zur Einführung des neuen Gesangbuchs in der St. Petergemeinde. Namentlich aber setzte Bögelin großen Werth auf die nur aus einem Wechsel von Gesängen, Gebeten, von Vorlesung von Bibelstellen bestehenden liturgischen Gottesdienste, die schon sein Vater amregert hatte<sup>136</sup>) und die ihm ein wohlthätiges Gegengewicht gegen das viele, oft wenig erbauliche Predigen zu sein schienen. Dagegen betrachtete er die Gottesdienste der „evangelischen Gesellschaft“ — von der er sich fern hielt — mit Mißtrauen, indem er in derselben eine die Landeskirche gefährdende Konkurrenz erblickte.

Ihn selbst verließ die stille Sehnsucht nach einem geistlichen Amte niemals, und nach der bitteren Zurücksetzung, die ihm im Jahr 1848 widerfahren war, dachte er einen Augenblick daran, sich um die Pfarrstelle am Waisenhaus zu bewerben, deren Obliegenheiten nur in Predigt und Jugendunterricht bestanden<sup>137</sup>). Indessen hielt ihn doch die ausgesprochene Richtung seiner Natur bei der Wissenschaft. Aber hie und da bestieg er doch die Kanzel, wenn es galt, einem kranken Freunde auszuhelfen oder in der Familie eine kirchliche Funktion zu vollziehen. Zum letzten Mal geschah es 1865, als er die Ehe seines Sohnes in dessen Pfarrkirche einsegnete. Innig ergriffen lauschte die Gemeinde den Worten, die aus dem tiefbewegten Vaterherzen hervorquollen.

Und als die Kraft zum Predigen nicht mehr ausreichte, freute er sich noch, die Gemeinde durch liturgische Gottesdienste zu erbauen, die er leitete. Namentlich aber hielt er jeden Morgen und Abend mit den Seinen Hausgottesdienst.

Bögelins frühere, halb christliche, halb antike Religiosität hatte eine tiefgreifende Umwandlung erfahren. Noch im Jahr 1838 bekennt er<sup>138</sup>) sein Unvermögen, an die Dogmen zu glauben, und über den historischen Christus — zu dem freilich alle evangelischen Wunderberichte gehörten — hinauszugehen. Da kam die durch

Straußens Berufung im Volk hervorgerufene Gährung des Frühjahres 1839; und während Bögelin's Freunde auf dem Lande, Boshard in Stallikon, Wolf in Oberglatt als Zeugen des rohesten Fanatismus in ihren Gemeinden im Innersten vor der entfesselten Macht erschrecken, stellte sich ihm die Bewegung rein theoretisch als ein Kampf des Volkes um seine höchsten und heiligsten Güter dar — als eine Krisis, die auch von ihm eine ganz andere Entscheidung für oder wider verlange, als er sie bisher getroffen. Und er traf diese Entscheidung, indem er rückhaltlos den Glauben an jene „Verwirklichung von Wunderbarkeiten“ sich aneignete, für die er früher keinen Anknüpfungspunkt in seiner Seele, und keine Begründung in der Bibel hatte finden können (s. oben S. 27). Mit dieser innern Wendung hatte sich für ihn die Krisis gelöst, und er hielt sich von der Fortsetzung des Kampfes auf rein politischem Boden, die dann zum Konflikt des 6. September und zum Sturz der Regierung führte, durchaus fern, obwohl sein Schwager, Dr. Rahn-Escher, dabei eine Hauptrolle spielte. Hingegen brachte er die bangen Stunden, als Rahns Leben gefährdet galt, zum Trost der Gattin und der Kinder in dessen Hause zu.<sup>139)</sup>

In dieser Krisis hatte Bögelin den bisher so schmerzlich vermifsten innern Haltspunkt seines Lebens gefunden. Seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen über Kanon und Kritik, deren Ausdruck er bei De Wette, Bleek, Hagenbach erkannte, blieben ihm bis an sein Lebensende durchaus unberührt. Aber in der vollständigen Hingabe des Gemüthes an die Heilslehre hatte er eine Kraft gewonnen, die ihn mit wunderbarer Ruhe erfüllte und ihn jede Prüfung überwinden ließ, die das Leben ihm noch aufgespart hatte.

---

## IX.

Bögelin nahm regen Antheil an den gemeinnützigen Bestrebungen seiner Mitbürger. So war er seit 1837 Mitglied — und bald auch Aktuar — der Lehrkommission der Blinden- und Taubstummen-Anstalt und gehörte als solcher der Direktion des Institutes an, dem er eine große Summe von Zeit und Mühe widmete. 1838 trat er der Hülfs-gesellschaft bei und versäumte selten eine ihrer wöchentlichen Versammlungen. Im selben Jahre betheiligte er sich als Aktuar des Initiativ-Komitee bei der Gründung einer Schweizerischen Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder.

Dem Stadtschulrath gehörte Bögelin von 1832 bis 1851, der Verwaltungskommission der Thomannischen Stiftung von 1848 bis zur Errichtung der neuen Stipendienkommission, 1877, an. Im Auftrag des Stadtschulrathes stellte er auch 1838 und 1839 (resp. 1841) die poetische Abtheilung des „Deutschen Lesebuches zum Gebrauch der ersten Schulen“, im Gegensatz gegen das Scherr'sche Lesebuch, zusammen.

Das war eine Aufgabe, der Bögelin sich mit besonderer Neigung unterzog. Denn Beschäftigung mit der Poesie gehörte zu seinen Lebensbedürfnissen. Er las fortwährend Deutsche und fremde Dichtungen, übersezte Manches, oft Werke von erheblichem Umfang, wie z. B. den Childe Harold von Lord Byron. Namentlich aber floßen ihm selbst in allen Stimmungen und bei allen Anlässen Verse aus der Feder, kein Festtag wurde im Familien- und im Freundeskreise gefeiert, keine Gabe einem Bekannten übersendet, ohne daß Bögelin seine Gefühle und Wünsche in ein größeres oder kleineres Gedicht gekleidet hätte. Er that das ohne alle Ansprüche, einem innern Bedürfnisse folgend, das ihm für Worte des Herzens die poetische Diktion ungesucht darbot.

Manche dieser Gelegenheitsgedichte sind von vollendeter Schönheit und Präzision; bei andern ist die gebundene Form des Vortrags wirklich mehr nur Form; überall aber zeigt sich eine seltene Beherrschung der Sprache.

Und so sollte er denn der Dichtkunst noch ein Geschenk danken, das er zum Allerhöchsten rechnete, was das Leben ihm geboten: die Freundschaft mit Wilhelm Wackernagel. Bögelin sammelte mit Pfarrer K. L. Schuster poetische Beiträge für einen zu einem wohlthätigen Zweck bestimmten Weihnachts-Almanach. Unter den vielen schönen Gedichten, die einliefen, frappirten ihn einige Lieder von Wackernagel<sup>140)</sup> derart, daß er dem Dichter seine verehrungsvolle Huldigung aussprach. Diese Anerkennung machte auf Wackernagel, dessen Gedichte bisher in der Schweiz unbeachtet geblieben waren, einen so tiefen Eindruck, daß er dem ihm durchaus unbekanntem Kritiker sein ganzes volles Herz darbot und ihm die Sammlung seiner „Neuen Gedichte“ (1832—1841) widmete.<sup>141)</sup> Von da an umschloß die vollkommenste Gemeinschaft der Gedanken die beiden Männer, deren jedem die Freundschaft des Andern als die Krone seines Daseins galt. — Als Wackernagel im Dezember 1868 starb und seine Familie seine kleineren wissenschaftlichen Arbeiten zu einer Gesamtausgabe vereinigte, war es Bögelin eine theure Sorge, auch seine zahlreichen zerstreuten Gedichte zu sammeln und dem Publikum eine Auswahl der bedeutendsten derselben zu bieten. Das Vorwort giebt eine treffende Charakteristik Wackernagels in seiner produktiven poetischen Thätigkeit.

Sollen wir noch kurz auf Bögelins übrige persönliche Verhältnisse eintreten, so ist zu sagen, daß der Tod seines Vaters, der diesen im Januar 1849 in seinem fünfundsiebzigsten Jahre abrief, den Sohn mit der ungebrochenen Gewalt einer völligen Verwaisung traf. Er hatte zu seinem Vater fast wie zu einem Wesen aus einer vollkommeneren Ordnung hinaufgeblickt, er hatte, wo immer es ihm vergönnt war, an die Lebensarbeit desselben seine eigene Thätigkeit angeknüpft, er hatte sein ganzes Dasein im täglichen Gedankenaustausch mit ihm geführt. Das Alles war ihm nun entzogen.<sup>142)</sup>

Bögelins Ehe hatte ihm eine Gattin zugeführt, deren Verständniß für sein Wesen nicht zarter, deren Hingabe an seine ganze Existenz nicht vollkommener sein konnte. Ihr reicher Familienkreis war ihm, in der treuen Herzlichkeit Aller gegen Alle, die Erquickung seiner frohen und seiner trüben Tage. Hier fand er, zumal nach dem Hinschied auch seiner Mutter (1850) Ersatz für so Manches, was das Leben ihm versagte.

Fünf Söhne schenkte ihm die Gattin, zwei starben in frühesten Jugend, zwei andere wurden den Eltern in den hoffnungsvollsten Jahren entzogen; der eine, von so ungewöhnlich reichen Anlagen, daß die Begabung des Vaters in ihm noch gesteigert erschien, war eben als Schüler in dessen Klasse am obern Gymnasium eingetreten, als ein jammervolles Siechthum ihn erfaßte und langsam aufrieb (1857). Der andere ward in der Fremde von der Abzehrung ergriffen, und konnte eben noch so viel Kraft aufbieten, um die Heimat zu erreichen und in den Armen der Eltern zu sterben (1874).

Ihn selbst bedrohte völlige Erblindung, der er als einem Familienübel (s. S. 4) mit merkwürdiger Resignation entgegen sah. Das rechte Auge war vom Staar gänzlich überzogen, die Sehkraft des linken durch einen Blutaustritt auf ein Minimum reduziert; und man mußte den Verlust auch noch dieses befürchten. Da entschloß sich Bögelin im Frühjahr 1869 zu einer Operation, die ihm den Gebrauch des rechten Auges wiedergeben sollte. Die Operation gelang technisch, allein eine Entzündung, der nicht gewehrt werden konnte, vereitelte den praktischen Erfolg derselben. Das Auge blieb todt.

Besonders düster faßte Bögelin die Umgestaltungen im Staat und in der Kirche auf, deren Zeuge er noch war. Der Gang der politischen Ereignisse konnte ihn nur in der Ueberzeugung bestärken, die schon seine Jugend beherrschte (s. S. 41), daß die Gegenwart eine Epoche des Verfalls sei. 1830, 1848, 1869 und 1874 waren ihm eben so viele Stappen zum Untergang der bürgerlichen Freiheit in der Ochlokratie. Und wie diese ganze Anschauung der Betrachtung des Untergangs des alten Athen entstammte, so zweifelte er auch durchaus nicht, daß für uns die Franzosen die Mission wiederholen werden, welche die Makedonier an Griechenland vollzogen hatten. Daher denn auch sein Interesse an Demosthenes (s. S. 66) keineswegs ein bloß philologisches, sondern ein sehr aktives war.

Nicht minder verderblich erschien ihm die fortschreitende Demokratisirung der Kirche, sowie die rückhaltlose Verkündigung der Resultate der neuesten Tagesresultate der kritischen Theologie in Predigt und Jugendunterricht. Denn diese ganze Theologie hielt er für eine Verirrung und lehnte sie sowohl in ihrem negativen als in ihrem positiven Theil ab. Beide schienen ihm nicht aus wissenschaftlich unbefangener Prüfung, sondern aus einem vorgefaßten System entsprungen, Straußens Evangelien-Kritik aus der Längnung des Wunderbegriffes, Baur's Aufbau der ältesten Kirchengeschichte aus dem Hegel'schen Dogma vom Fortschritt aller Dinge aus dem Unvollkommenen zum Vollkommenen.

Eine besondere Bitterkeit erhielt diese politische und kirchliche Bewegung für Bögelin dadurch, daß er erleben mußte, wie sie in sein eigenes Haus eindrang, und wie durch seinen Sohn der Name „Salomon Bögelin“ in bleibende Verbindung mit diesen seinem innersten Wesen widerstrebenden Tendenzen kam.

Die gemüthlichen Bewegungen und Kämpfe, welche die 1860er Jahre Bögelin brachten, mochten wohl auch auf seine körperlichen Kräfte zurückwirken, in denen sich seit jener Zeit eine Abnahme fühlbar machte. Dazu gesellte sich die fortschreitende Verkrümmung des Rückgrates, der auf das Herz drückte und Engbrüstigkeit und Athemnoth hervorrief oder verstärkte. So sah sich Bögelin denn genöthigt, auf seine Lehrthätigkeit nach und nach zu verzichten, zuerst (1868) auf die an der Hochschule, dann am Gymnasium aufs Hebräische (1872) und endlich — was ihm besonders nahe gieng — aufs Griechische (1875). Dabei hatte er noch die große Freude, in beiden Gymnasialfächern zwei ihm besonders werthe Schüler an seine Stelle treten zu sehen. Er selbst aber fühlte sich von da an sehr vom Leben ausgeschlossen und „überflüssig“.

Aber mit innigem Danke anerkannte er, wie viel ihm noch geschenkt war.

Erhalten blieb ihm, die wenn auch noch so sehr reduzirte und der höchsten Schonung bedürftige Sehkraft. Er konnte stets noch bei vollem Tageslichte lesen und schreiben, sich an Kunstwerken kleinen Umfangs, am Anblick der Natur und der seinem Herzen theuren Menschen erfreuen.

Erhalten blieben ihm auch die Körperkräfte so weit, daß er bis zuletzt auf die Stadtbibliothek (in der sich ihm sein Zürich ganz verkörpert hatte) gehen, und dort sein Tagewerk erfüllen konnte.

Denn erhalten blieb ihm auch in seltenem Maaße Arbeitskraft und Geistesfrische. Im Kreise seiner Jugendfreunde, mit denen ihn eine wöchentliche Abendgesellschaft zusammenbrachte (auch der ihm besonders werthe S. C. Mörkoser gehörte ihr seit seiner Uebersiedelung nach Zürich an) — im Verkehr mit jüngern Freunden, die ihm durch Gespräch und Vorlesen die langen Abendstunden kürzten — in der Antiquarischen Gesellschaft, wo er sich stetsfort an der Diskussion betheiligte, überall zeigte sich das ungeschwächte Interesse

an wissenschaftlichen Dingen. Dieses war es auch, das ihn mit den heterogensten Naturen vollkommen unbefangen verkehren ließ; wir erwähnen nur David Friedrich Strauß, seinen Mitforgast in Ueberlingen 1870, mit dem er sich aufs Beste über Horaz unterhielt. — Und wie staunten nicht selbst Bögelin's Freunde, als er sie Ende 1878 mit einer Ausgabe des *Cid* überraschte, in der in tabellarischer Weise die alten spanischen Romanzen vom *Cid*, die französische Romanbearbeitung und Herder's Versifikation dieser letztern zusammengestellt sind. Dem spanischen Text aber hatte er eine selbstgefertigte Uebersetzung beigegeben, um dem Leser die Vergleichung zwischen jenem und Herder's Schöpfung zu ermöglichen. <sup>143)</sup> „Mein geliebter Vater hat einst dem Knaben am *Cid* den Sinn für Poesie erschlossen: seinem theuren Andenken widmet in dankbarem Rückblick der Sohn diese Arbeit seines Alters.“

Ja, erhalten blieb ihm auch die volle Frische des unmittelbaren Gefühls für die Poesie, mochte ihm diese nun im Blick auf sein kleines Rosengärtchen oder auf See und Hochgebirge, im heimatlichen Kirchenliede oder in den „*Stimmen der Völker*“ entgegentreten. Und daß mit der dichterischen Empfindung auch das dichterische Gestalten bis zu allerlezt Hand in Hand gieng, durch das er den kleinen Vorkommnissen des Lebens ihre Weihe gab, haben wir vernommen.

Erhalten endlich blieb dem Greise auch jene Kraft des Gemüthes, die sich über alle politischen und theologischen Gegensätze zu erheben vermochte. Zumal seinem Sohne gegenüber. Die Art, wie er bei der Einsetzung desselben ins Pfarramt, anknüpfend an die Macht der Liebe, an das Streben nach Wahrheit, und an das Vertrauen, das die Gemeinde dem Gewählten entgegenbrachte, beiden Gottes Segen wünschte, erschien den Theilnehmern doch als die eigentliche Weihe der bedeutungsvollen Feier.

Nachdem Bögelin im Sommer 1880 wie in früheren Jahren noch die Freude eines Aufenthaltes am Zürcher See genossen und sich am Wiesengrün, am Spiel der Wellen, an Luft und Licht innig erquickt hatte, trat im Herbst eine plötzliche Abnahme der Kräfte ein, verbunden mit peinlicher Steigerung der Athembeschwerden. Noch feierte Bögelin mit der unermüdeten Pflegerin seiner Tage und seiner Nächte am 12. Oktober den fünfundvierzigsten Jahrestag seiner Hochzeit in leidlichem Befinden, dann aber wurde sein Zustand von Tag zu Tag quälender; — als er in der Nacht des 17. Oktober, im Schlummer von einem Herzschlag gerührt, den Seinen unbemerkt verschied.

So schloß ein Leben, reich an schmerzlichen Prüfungen, reicher noch an innerm Glücke, das ihm aus der Fülle des Geistes und Gemüthes strömte. <sup>144)</sup>



## Nachweisungen.

<sup>55</sup>) SALOMO VOEGELINUS V. D. M. vitarum ex Plutarcho selectarum interpretationem volentibus offert. Programm des Gymnasium Turicensium Carolinum MDCCCXXX. p. 55. — 1831 erschien kein Programm und 1832 ist eine Vorlesung Vögelin's nicht angezeigt.

<sup>56</sup>) Vögelin an Johannes Bosphard. 30. Dezember 1833.

<sup>57</sup>) Vögelin an denselben. 1. Juni 1832.

<sup>58</sup>) Vgl. Finsler, Zürich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts S. 66, und eine besonders eingehende Schilderung in dem Nachruf, welchen Vögelin seinem Vater im Kreise der moralischen Gesellschaft hielt. (Handschriftlich im Nachlaß.)

<sup>59</sup>) Kaspar Wolf an Vögelin. 22. November 1832. (Um nicht in direkter Rede sprechen zu müssen, wählte Wolf die scherzhafte Form einer Notiz zu Händen seines künftigen Biographen.)

<sup>60</sup>) Bosphard an Vögelin. 3. Januar 1831.

<sup>61</sup>) Burkhard an Vögelin. 7. Juni 1836.

<sup>62</sup>) H. Zwingli's Todtenfeier, gehalten auf dem Schlachtfeld zu Kappel den 11. Weinmonat 1831. Zürich bei David Bürkli und in der Trachsler'schen Buchhandlung 1831. (Herausgegeben von J. B., d. h. Johannes Bär in Kappel, nachher Sekundarlehrer in Stäfa.)

<sup>63</sup>) Vgl. J. C. Bluntschli: Denkwürdiges aus meinem Leben. I. Band. S. 113. Vögelin schreibt unterm 8. Oktober 1830 an Bosphard: „Wenn Du das Büchlein „Über die Verfassung von Zürich“ gelesen, so wage es dann noch, Bluntschli nicht zu opfern! Im Ernst, es dünkt mich wunderwürdig, mit 22 Jahren ein solcher Mann zu sein.“

<sup>64</sup>) Nichts zeigt die damalige Aufregung der Zürcher Stadtbürgerschaft anschaulicher als die Äußerungen eines so nüchternen, dem politischen Leben ganz fernstehenden Mannes von David Hess, welche Dr. Jacob Bächtold in seiner Lebensskizze desselben (Johann Caspar Schweizer, Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution, Berlin, 1882. S. 61.) mittheilt. — Vgl. auch Niebuhr's trostloses Urtheil über unsere Zustände, in Bluntschli's Denkwürdigkeiten Bd. I S. 128.

<sup>65</sup>) In den Briefen an Bosphard, der aber, viel ruhiger als Vögelin, auf dessen Expektationen selten einging. Politisch viel näher stand ihm Kaspar Wolf. Aber Vögelin's Briefe an Wolf fehlen — mit Ausnahme einzelner Blätter — aus dieser früheren Zeit.

<sup>66</sup>) Vaterlandsfreund 1831, Nr. 25, vom 12. Mai. Die Erklärung ist anonym, doch lassen der Styl und die ganze Haltung keinen Zweifel, daß sie von Vögelin stammt. Wir wurden auf die Einsendung aufmerksam durch folgende Stelle in einem Briefe Wolfs an Vögelin vom 16. Juni 1831: „Ich weiß nicht mehr recht, war ich mehr erstaunt oder erfreut über die Nachricht, daß Du der Verfasser jenes Aufsatzes über Sulzer seiest. Ich meinte schon das erste Mal, da ich etwas an den Vaterlandsfreund einsandte, Du könntest das wohl begreifen, aber nicht billigen, es sey Dir jede Art von Theilnahme an dem öffentlichen Kampfe ein Gräuel, und nun sehe ich Dich in den vordersten Reihen der Kämpfenden; denn bei dieser Collocation kommt es weniger auf die Menge der Streiche an, die einer führt, als auf die Wirkung derselben, und der Feinde ist bei Freund und Feind bis auf das Mark gedrungen. Vielleicht erschien Dir gerade heute der Widerschein eines Streiches, den ich gezückt habe, und zu dem ich alle meine Kräfte aufbot, d. h. allen Haß gegen die Wortführer unserer Tage.“

<sup>67</sup>) Die erste Nummer mit dem Programm und den Unterschriften der Patrone des „Vaterlandsfreundes“ erschien den 12. Februar 1831; die letzte den 28. Juni 1832.

<sup>68</sup>) Vgl. das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek auf das Jahr 1851: Leben Johann Caspar Dressis. S. 13. — Thomas Scherr, Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Canton Zürich. 1825—1839. (St. Gallen, Scheitlin und Bollhofer 1840.)

<sup>69</sup>) Zur Geschichte der Zürcherischen Kantonschule. Festschrift zu Ehren ihres fünfzigjährigen Bestandes Ostern 1833 bis 1883. — Zürich 1883. (Erster Theil.) Abriss der Geschichte des zürcherischen Gymnasiums. Von Prof. Dr. Theodor Hug und Dr. Georg Finsler, Lehrern am Gymnasium. S. 7—10.

Die Hochschule Zürich in den Jahren 1833—1883. Festschrift zur fünfzigsten Jahresfeier ihrer Stiftung im Auftrage des akademischen Senates verfaßt von Dr. Georg von Wyß, o. ö. Professor der Schweizergeschichte. Zürich 1883. S. 7—12.

<sup>70</sup>) Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft auf das Jahr 1841. S. 19.

<sup>71</sup>) Die Hochschule Zürich. S. 11.

72) „Nach meiner Rückkunft nach Zürich ward mir von Herrn Chorherr Bremi das theilweise Vikariat seines Griechischen Unterrichtes in der Gelehrten Schule übertragen, indem ich neben Herrn Professor Käsi wöchentlich drei Stunden in der II. und ebenso viele in der III. Klasse ertheilte, vom Dezember 1828 bis zu den Sommerferien 1831. Von da an habe ich bis jetzt den Griechischen Unterricht nur in der dritten Klasse, aber ganz, ertheilt mit sieben bis acht wöchentlichen Stunden. Neben mehrfach — meist an vorgerücktere Studirende — gegebenem Privatunterricht in den alten Sprachen hatte ich auch noch Gelegenheit, in einem öffentlichen Privatcollegium den höhern Unterricht zu versuchen, indem ich während der Jahre 1830 und 1831 Studirenden des Collegium humanitatis und der philologischen Klasse [des Collegium Carolinum] einzelne Lebensbeschreibungen des Plutarch erklärte.“ Aus dem Anmelungsschreiben Bögelins vom 19. Dezember 1832.

73) Drellis Bericht an den Erziehungsrath über die Organisation der Kantonschule. Ein Auszug aus demselben erschien im Programm der Zürcherischen Kantonschule auf Ostern 1833, das Drelli abfaßte.

74) Rede gehalten bei der Bücheraustheilung an die Studirenden des Zürcherischen Gymnasiums am 14. März 1833 von Joh. Ulrich Käsi, Professor, d. S. Rector. Zürich 1833, S. 12.

75) Bögelin an Bosphard. 14. Jänner 1831.

76) Von Spöndli erschienen im Druck: „Drei Predigten bei feierlichen Gelegenheiten gehalten und seiner lieben Gemeinde gewidmet von S. Rud. Spöndli, Pfarrer in Dübendorf. Herausgegeben von Antistes Sekner, zum Besten der Armen der Gemeinde. Zürich 1833.“

Vergleiche: „Worte des Andenkens an den sel. Herrn Joh. Rudolf Spöndli, gewesenen Pfarrer in Dübendorf, gesprochen am Tage seiner Beerdigung und am Sonntage nach derselben von Georg Zinsler, Pfarrer zu Wangen und Decan. Zürich 1834.“

77) Erinnerungen an den im Kampfe der Basel-Landschaft am 3. August 1833 gefallenen Dr. Heinrich Hug von Zürich. Liestal 1834. (Von Emil Schöffle, damals Pfarrer in Lausen Ktn. Basel-Land, später in Liestal und Aarau.)

Die Schlacht auf der Landschaft Basel am dritten August des Jahres 1833. Nebst einer kurzen Geschichte des Kantons Basel seit 1830 und einer Karte vom Schlachtfeld von Joh. Peter Abli, Pfarrer in Arisdorf. Sursee 1833. (S. 66.)

Schilderung der Fernwürfnisse in der Schweiz, 1830 bis 1833, nach amtlichen und authentischen Urkunden, bearbeitet durch Johann Peter Abli, Pfarrer zu Arisdorf. Herausgegeben von C. von Sommerlatt. Mit einer fein lithographirten Zeichnung — groß Format — das Treffen bei Pratteln vom 3. August 1833, von dem genialen Schlachtenmaler Disteli entworfen, darstellend. Gedruckt in Liestal 1834. (S. 286.)

78) Bögelin an Bosphard. 28. August 1833.

79) Bosphard urtheilte von dieser Gedächtnispredigt: „Sie hat mir sehr wohl gethan, wie sie gewiß Jedem wohl thut, der Harnern geliebt und gekannt hat. Sie ist ein herrliches Denkmal, mit Wahrheit und Liebe und Kunst dem seligen Freunde von dem Freunde gesetzt. Glückliche, wer ein solches Denkmal verdient hat, und glücklich, wer ein solches zu stiften fähig ist.“

80) „Nach viel Besorgniß ist nun aus drei schlechten Portraits von Herrn Ori, der den Seligen nie gekannt ein für diese Umstände wunderbar gutes Bild gezeichnet worden, und wir sind nur noch nicht klar, wer es soll lithographiren, da der geschickte Siebert sich fortgemacht hat.“ Bögelin an Bosphard. 30. Dezember 1833. — Die Lithographie wurde Hasler & Cie. in Basel übertragen, und gelang ebenfalls vortrefflich.

81) Dem Neujahrsblatt ist eine ebenfalls tüchtige, wenn auch weniger geistige Lithographie Trmingers nach dem Ori'schen Portrait beigegeben.

82) „Ich habe in den Blättern Dich und Friß aufs Vollständigste gefunden, so wahr und treu ist die Darstellung, daß ich glaube, es sey wenigen vergönnt, also das Bild eines andern wieder zu geben, und darin stehet mir wohl vor vielen andern ein Urtheil zu, der ich ihm so nahe gestellt wurde.“ Kaspar Wolf an Bögelin. 25. Dezember 1845.

83) Bögelin an Bosphard. 10. April 1834.

84) Wir haben diese Stelle mitgetheilt, weil sie eine Berichtigung des Urtheils Bluntschli's (Denkwürdiges aus meinem Leben, I S. 158 f.) über Spöndli giebt.

85) Auch Meyers gedenkt Bögelin im Neujahrsblatt des Waisenhauses für 1846. S. 11.

86) Johann Kaspar Wolf, geb. 1805, Vikar in Dielsdorf (1828), Regensburg (1830), Otelfingen (1832), Oberglatt (1834) und seit 1836 bis zu seinem Tode im Jahre 1852 Pfarrer an letztem Orte, 1837 Notar, 1850 Kammerer des Regensberger Kapitels. Diesen geistvollen Mann von seltener Anspruchslosigkeit schildert in seiner vollen Eigenthümlichkeit das Neujahrsblatt des Waisenhauses für 1856. Vgl. auch die „Rede bei der Beerdigung des sel. Herrn Joh. Kaspar Wolf, Pfarrer zu Oberglatt und Kammerer des C. Kapitels Regensburg, den 18. September 1852 gehalten von Joh. Heinrich Schoch, Pfarrer zu Dielsdorf.“

87) Wolf an Bögelin. 25. May 1835.

88) Johannes Bosphard von Göttingen, geb. 1803, Vikar in Hinwyl (1825), dann nach einem Aufenthalt in Genf (1825) und Bern (1826) Vikar in Mifferswyl (1829), Pfarrer in Stallikon (1831) und Gorgen (1839), resignirte, aufgerieben von der mit übermäßiger Anstrengung besorgten Geschäftslast, auf diese Pfarrstelle 1863 und starb in Zürich 1864. — Von ihm sind erschienen: „Die Neubelebung des Glaubens in unsern Herzen. Und: Die Gewißheit unsers ewigen Lebens. Zwei Osterpredigten. Zürich 1839.“

89) Diethelm Burkhard, geb. 1798, bekleidete am Ende seiner Studienzeit die Katechetenstelle in Untersträß, machte dann einen Aufenthalt in Genf und trat 1822 die Hauslehrerstelle bei Oberamtmann Escher in Wädenswyl an, in der er bis zu seiner 1828 erfolgten Wahl zum Pfarrer in Birmensdorf blieb. In Birmensdorf befreundete er sich 1831 mit Bögelin. 1840 ward er zum Lehrer der Religion und der Deutschen Sprache am Seminar in Rüschnach, 1844 zum Pfarrer



dasselbst berufen (worauf er den Unterricht im Deutschen niederlegte, während er denjenigen der Religion bis 1857 beibehielt), 1858 zum Dekan des Kapitels Meilen gewählt. Er resignirte auf das Dekanat und das Pfarramt im Herbst 1871 und starb wenige Tage darnach in Rüschach. Burkhard ist der Bearbeiter des Zürcherischen Katechismus von 1838. Vgl. „Zum Andenken an Dekan Diethelm Burkhard in Rüschach, gestorben den 10. November 1871. Für Freunde als Manuscript gedruckt.“

<sup>90)</sup> Felix Drelli, geb. 1799, mit Bögelin seit 1832 befreundet, verfiel, von seinen Studienreisen und einem Aufenthalt in Italien zurückgekehrt, erst ein Vikariat in Fällanden, dann in Hombrechtikon, und ward 1828 zum Diakon am Fraumünster gewählt. Nach Aufhebung dieser Stelle im Jahr 1833 übernahm er den Religionsunterricht am untern Gymnasium. Die Ruhe, welche dieses Amt ihm ließ, verwendete er mit unermüdlcher Thätigkeit für kirchliche und gemeinnützige Bestrebungen. So widmete er namentlich der Blinden- und Taubstummen-Anstalt als Vorsteher und Religionslehrer, dem protestantisch-kirchlichen Hilfsverein und der Hilfsgesellschaft Jahrzehnte lang mit immer gleicher Hingebung seine Kräfte. Für die Hilfsgesellschaft verfaßte er die Neujaarsblätter von 1836 (Das Unglück von Zug im Jahre 1435), 1848–1852 (Geschichte der Waldenser), 1855 (Lebensbild des David Hürry von Neuhatel), 1856 (Johann Kaspar Zellweger von Trogen), 1858 (Lukas Legrand von Basel), 1860 (Anna Adlischwiler, Gattin des Antistes Bullinger), 1862 (Regula Thommann, Gattin des Antistes Freitingen) und 1866 (Dr. Hans Kaspar Hirzel, der Stifter der Hilfsgesellschaft), in welcher er sich freute, der Jugend schöne Beispiele der Nächstenliebe, der Gemeinnützigkeit und der Glaubenstreue hinzustellen. Im Neujaarsblatt des Waisenhauses für 1857 hat er das Lebensbild des von ihm sehr verehrten C. W. Zäfi, Diakon und dann Pfarrer am St. Peter in Zürich gezeichnet. Drelli starb im Januar 1871.

<sup>91)</sup> „Vorige Woche waren die Examen der beiden Gymnasien: ich wohnte dem obern durchweg bei wie ein Examinator: es war Alles (wenigstens außer dem Deutschen und der Naturgeschichte und der Ungeschicklichkeit der Schüler) schön und gut, und Professor Drelli machte mir Heimweh im Innersten, und Professor Winkelmann drang selbst meinem Weide ein Lob ab, und beim Gesange habe ich fast geweinet.“ — Bögelin an Boshard. 16. April 1834.

<sup>92)</sup> Schon unterm 16. Januar 1833 schreibt Professor J. G. Baiter, Drellis Vertrauter, an Bögelin: „Sie irren, wenn Sie glauben, daß Drellis Herz sich von Ihnen wendet. Nein, er hat mit blutendem Herzen für einen Andern gestimmt, weil er die Überzeugung hegt zc.“ (folgen die Argumente Drellis in seinem Brief an Bögelin vom 17. Jänner 1833.) Doch bemerkt Baiter, daß er dieses Raisonnement Drellis nicht theile.

<sup>93)</sup> Unmittelbar nach dem Besuch bei Drelli klagte B. gegen Kaspar Wolf, daß sein Versuch, das alte Band mit Drelli wieder zu knüpfen, mißlungen sei. — Brief Wolfs an B. vom 13. November 1834.

<sup>94)</sup> Den 3. Januar 1849 war Bögelins Vater gestorben, den 6. Januar Drelli. Bögelin schreibt (unterm 12. Januar) an Kaspar Wolf: „Seltsam bewegt folgte ich am Donnerstag der Leiche Drellis, der mir einst gewesen war, was Niemand außer dem Vater, und der nun unmittelbar neben ihm ruht. Sein Preis geht nun ins Ungeheure, ich zürne es nicht, wie auch der Tod sein Angesicht in unglaublicher Weise verklärt hatte, aber meinem Herzen ist er doch nur in Erinnerung werth, und weil er noch am Tag vor dem Tode über den geliebten Vater sich ehrend ausgesprochen und die Anzeige der N. Z. Zeitung ungenügend gefunden hatte, und weil er neben ihm ruhet.“

<sup>95)</sup> Das Schützenfest im Juli 1834 zu Zürich, an welchem die Fortschrittspartei eine drohende Haltung gegen die gleichzeitig in Zürich versammelte Tagssagung einnahm, gab Bögelin die Veranlassung zu einem ganz besonders grimmigen Ausbruch seines Hasses gegen den Radikalismus. Im selben Briefe aber meldet er wieder: „Die Leute machen mir auch das Compliment, ich sehe mager und elend aus, wie lange nicht, und dadurch komme ich noch in den Kredit, daß ich sehr arbeite; leider aber kann ich mir selbst es nicht weiß machen.“ Bögelin an Boshard. 14. Juli 1834.

<sup>96)</sup> Vgl. „Das alte Zürich“ 1828, Anmerkung 30. Die dort aufgestellte Vermuthung über den Erbauer der Kirche zu Meilen freilich hat keine Begründung.

<sup>97)</sup> Der Gang dieser Revision des Lehrplans des Gymnasiums ist auf Grund der Akten ausführlich geschildert in der Festschrift „Zur Geschichte der Zürcherischen Kantonschule.“ (Vgl. Anmerkung 69). S. 27–31.

<sup>98)</sup> Bögelin selbst besprach — allerdings ohne Nennung oder Andeutung seines Namens — Winkelmanns Ausgabe von: „Plutarchi Eroticus et eroticæ narrationes — Turici 1836 in den „Schweizerischen Literaturblättern“ Nr. 8 und 9, den 30. September 1836 in durchaus anerkennendem Sinne, wenn auch nicht, ohne im Einzelnen allerlei Einwendungen zu erheben.

<sup>99)</sup> Dr. Theodor Hug in der „Lebensskizze des verewigten Hrn. Prof. Dr. Salomon Bögelin, Zürich.“ Druck von Zürcher und Furrer (Separatabdruck aus dem Feuilleton der „Neuen Zürcher-Zeitung“ Nr. 310, 311, 312, 314, vom 5–9. November 1880).

<sup>100)</sup> B. an Kaspar Wolf, 11. November 1849.

<sup>101)</sup> B. an denselben, 20. April 1849. — Kurz vorher (30. März 1849) schreibt B. an Wolf: Ich bin in die Prüfungsnoth gefallen, die dieses Jahr auf die anmuthigste Weise noch dadurch vermehrt wird, daß Herr Professor Honegger seiner Hochzeitsreise halber mich mit der Griechischen [Prüfung] betraut hat, so daß nun wieder ich meinen Reimplagant remplaciren darf. Auch in der [Maturitäts] Prüfung für die Hochschule darf ich ihn versehen, der an die Stelle gewählt worden, die nach alten Ansichten mir gehört hätte — so bleibt mir doch ungeschmälert der Ruhm eines guten Narren!“

<sup>102)</sup> B. an Kaspar Wolf, 11. November 1849: „Der Erziehungs-rath hat wirklich die Gnade ausgeübt und mir die vier Lateinischen Stunden in der dritten Klasse [die B. bis dahin vikariatsweise versehen hatte], übertragen und zwar mit 400 Franken, nicht wie er auch hätte thun können mit nur 320. Damit ich aber mich nicht überhebe oder glaube, man wolle mir wohl, ward in gleicher Sitzung die Unbill verfügt zc.“

<sup>103)</sup> Dieser Lese-Abende gedenkt Bögelin in der Widmung seiner „Vögel“ an Köchly mit besonderer Freude.

<sup>104</sup>) Ueber Köchly's Wirksamkeit in Zürich vgl. Dr. A. Hug, Hermann Köchly. Vortrag gehalten inarau am 26. Wintermonat 1877 im Verein schweizerischer Gymnasiallehrer. Basel 1878. — (Gottfried) K(infel), Erinnerungen an Hermann Köchly's Thätigkeit in Zürich, Zürcher Akademisches Taschenbuch für 1886/87.

<sup>105</sup>) Köchly widmete seine kritische Schulausgabe der Iliade — Iliadis carmina XVI. scholarum in usum restituta edidit Arminius Kœchly, Turicensis. Lipsiæ MDCCCLXXI. — ausdrücklich als das erste Werk, das er als Zürcher Bürger geschrieben, seinen Zürcher Mitbürgern Käsi, Ferd. Keller, Heinrich Meyer und Vögelin. — Im Dedikationsexemplar Vögelin's lautet das Datum der Vorrede: Scripsi Turici die XXVIII. mens. Novembr. a. MDCCCLX. quo die et ante hunc unum annum ego in civium Turicensium numerum receptus sum — et ante hos LXXXIII annos Godofredus Hermannus natus est.

<sup>106</sup>) Welch' mächtigen Eindruck Shakespeare's Drama auf V. gemacht, bezeugt er in einem Briefe an Fohhard vom 2. Juli 1830: „Wie hat Dir wohl Julius Cäsar gefallen? Mir war noch niemals das Gefühl einer wunderbaren Verklärung, Erhöhung der Geschichte durch die Kunst so lebendig, wie hier. Die ganze Sache ist aus dem Plutarch fast abgeschrieben: aber diese Auswahl: diese wunderbare Verherrlichung des Ermordeten im Untergange der edelsten Mörder!“

<sup>107</sup>) Journal général de l'instruction publique et des cours scientifiques et littéraires. Volume 4, N 17. Dimanche le 28 décembre 1834.

<sup>108</sup>) Ueber die umfassende, schon mit 1829 beginnende Thätigkeit von Sintenis für Plutarch, s. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland. Zweite Hälfte S. 897.

<sup>109</sup>) Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1834 N. 47, 48, 49.

<sup>110</sup>) Einen andern historischen Vortrag aus dem Alterthum, über Cäsar Germanicus, den Vögelin im November 1861 ebenfalls auf dem Rathhaus hielt, ließ er nicht drucken.

<sup>111</sup>) Johann Georg Schultheß, geb. 1724, 1769 Pfarrer in Mönch-Altorf, starb daselbst 1804. Vögelin's Vorrede zu seiner Uebersetzung der Schultheß'schen Uebersetzung von Platos „Gesetzen“ giebt die zahlreichen Werke an, die der fleißige Mann mit „Natürlichkeit und Kunstlosigkeit“, aber mit Geschick und Geschmac aus dem Griechischen ins Deutsche übertragen hat. Sein Bild ziert die Stadtbibliothek (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1876 S. 22). Bekannter als der Vater sind seine beiden Söhne, der Diakon Johann Georg und der Professor der Theologie Johannes Schultheß.

<sup>112</sup>) Brief Gottfried Hermanns vom 18. Mai 1842.

<sup>113</sup>) Briefe Karl Friedrich Hermanns vom 20. Mai und vom 30. Dezember 1842.

<sup>114</sup>) Bezeichnend für Vögelin's Liebhaberi, Großes und Kleinstes, Scherz und Ernst mit einander zu verknüpfen, ist, daß er diese von Baden aus an Vater geschickten Blätter als „panes Hispanici“, d. h. „Spanischbrödden“ bezeichnete, mit denen man, wenn man eine Badekur mache, seine Freunde zu Hause zu beschenken pflege.

<sup>115</sup>) Brief Köchly's vom 26. April 1862.

<sup>116</sup>) Bursian a. a. O. Erste Hälfte S. 623.

<sup>117</sup>) Ueber Hagenbuch vgl. das Neujahrsblatt von der Chorherrenstube für 1826, namentlich aber das der Stadtbibliothek für 1848 S. 114.

<sup>118</sup>) De Diptycho Brixiano epistola epigraphica. Fol. Turici 1749 Appendix.

<sup>119</sup>) Besonderes Vergnügen machte Vögelin der Nachweis, daß der Jubilar, Heinrich Escher, der Rektor des Gymnasiums, Professor Käsi, und der Verfasser der Gratulationschrift, alle drei Nachkommen des ersten bekannten Besitzers des Diptychons, des Orientalisten Joh. Heinrich Hottinger, seien.

<sup>120</sup>) Vgl. Otto Benndorf, Die Antiken von Zürich (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XVII, Heft 7 S. 138 (16).

<sup>121</sup>) Der Vater Vögelin hatte das Manuscript bis zu den Worten „er bestrebt sich mit Breitingern, die ältesten Denkmale derselben [der Deutschen Sprache] wieder ans Licht zu ziehen“, S. 104 geführt; von da an beginnt die Hand des Sohnes.

<sup>122</sup>) Der Beobachter aus der östlichen Schweiz Nr. 28, Freitag den 5. März 1841.

<sup>123</sup>) Ein besonderes Vergerniß war Vögelin's keinem liturgischen Gefühl die Gewohnheit der Zürcherischen Prediger, während des Gemeindegesanges auf der Kanzel zu sitzen. Anlässlich des Kanzelbodens im Grossmünster fragt er in dem zitierten Artikel: „Ob wohl diese, uneres Wissens außer dem Zürcherland in der Christenheit unbekannte Merkwürdigkeit des Kanzel sitzens erst vom nächsten Reformationsfest an wieder zu ihrem Ende gebracht wird?“

<sup>124</sup>) Ferdinand Kellers Abhandlung über den Grossmünster in architektonischer Hinsicht (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft. Bd. I, Heft 5) war 1841 als Neujahrsblatt erschienen, und Franz Hegis schönes, demselben beigegebenes Blatt zeigte, wie das Innere nach Beseitigung des Kanzelbodens und der hölzernen Chorwand aussehen würde; an dieses Blatt knüpft Vögelin an.

<sup>125</sup>) Damals hatten die „klärenden und klopfenden“ Wäschetrocknerinnen ihren Sitz in der Vorhalle aufgeschlagen.

<sup>126</sup>) „Wir verhehlen uns keineswegs, daß wir auch mit den besten Waffen kaum durchdringen werden, allein wir wollen kämpfen, so lange wir können, und stellen das Uebrige Gott und der Zeit anheim.“ Alt Bürgermeister Hess an Vögelin 23. April 1850.

<sup>127</sup>) Wie wesentlich Vögelin die Anonymität des Verfassers für den Charakter der Neujahrsblätter erschien, darüber vgl. G. Meyer von Knonau im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1871 S. I.

<sup>128</sup>) Vorwort zum Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858.

<sup>129</sup>) Wir verweisen hier auf die hübschen Ausführungen, welche Professor Gerold Meyer von Knonau im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1881, S. I—XVI. Vögelin's Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und der Alterthumskunde gewidmet hat.

<sup>130)</sup> Epistolæ Tigurinæ de rebus ad ecclesiæ Anglicanæ reformationem pertinentibus conscriptæ, Park. Soc. auspiciis editæ. 1531—1558. Cantobrigiæ 1848.

The Zurich letters, comprising the correspondence of several English bishops &c. with some of the Helvetic Reformers during the reign of queen Elizabeth. Transl. and ed. for the Parker Society by Hast. Robinson. II. Series. Cambridge 1842—1845.

<sup>131)</sup> Dahin mag auch noch gezählt werden der handschriftliche Aufsatz „Die Reformation in Bremgarten, vorgelesen im protestantischen Hülfverein 6. Nov. 1848“ — ganz nach Bullinger.

<sup>132)</sup> Direkte Förderung bot die Philologie Bögelin bei der Kritik oder Revision mancher historischer Texte z. B. beim Amarcus, den Professor Büdinger nach einer unzuverlässigen Handschrift herausgegeben hatte (Älteste Denkmale der Züricher Literatur, veröffentlicht von Mag. Büdinger und Emil Grunauer 1866). Ebenso zum Clipeus Teutonicus des Konrad von Mure, der nur im Druck von Hemmerlins Dialogus de nobilitate et rusticitate sehr fehlerhaft aufbehalten ist (Erläutert von Th. von Liebenau im Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1880 (XI Nr. 1, S. 229).

Sodann mag hier an die schöne Herstellung der Inschrift am Portal der Kollegiatkirche von Neuchâtel erinnert werden (Anzeiger für Geschichte und Alterthumskunde 1862 (VIII) Nr. 2, S. 34).

<sup>133)</sup> Ueber die mehrere Tage dauernden Verhandlungen im Kirchenrath und seine Opposition gegen Dr. Escher berichtet Bögelin in äußerst drastischer Weise in einem Brief an Wolf vom 25. Januar 1850.

<sup>134)</sup> Memorial der Synode der Zürcherischen Geistlichkeit an den Hohen Großen Rath vom 6. Februar 1850, wieder abgedruckt im (XVIII.) Protokoll der Zürcher Synode vom 5. und 6. Februar 1850.

<sup>135)</sup> Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1884, S. 42 ff. und 55.

<sup>136)</sup> Dasselbst S. 41.

<sup>137)</sup> Brief Kaspar Wolfs an Bögelin vom 1. Juni 1848.

<sup>138)</sup> Brief an Boshard vom 30. Mai 1838.

<sup>139)</sup> Briefe an Boshard vom 8. und 9. September 1839. Die in der irrigen Voraussetzung, Escher sei der Verfasser des „freien Wortes an die freien Zürcher“ geschriebene „Beleuchtung“ dieser Brochure ist der einzige Antheil Bögelins an den Kämpfen des Jahres 1839.

<sup>140)</sup> Das Volk des Herrn — Nachtgedanken. — Das Eine Unvergängliche. — Weltende.

<sup>141)</sup> Von Bögelin angezeigt im „Beobachter aus der östlichen Schweiz“ Nr. 155, den 27. Dezember 1841, auch in einem uns nicht bekannten Deutschen Blatte (Manuskript im Nachlaß).

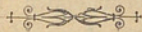
<sup>142)</sup> Da nach der zwischen den Gesellschaftsmitgliedern festgestellten Reihenfolge die Abfassung des Neujahrsblattes für das Waisenhaus für 1850 dem Vater Bögelin zufallen wäre, so trat der Sohn für ihn ein, indem er ein Blatt der Erinnerung an den Verstorbenen schrieb. Dasselbe giebt in erster Linie Zeugnis von der hohen Verehrung, die er seinem Vater zollte, beschränkt sich aber materiell auf die Schilderung der Beziehungen Pfarrer Bögelin's zum Waisenhause und auf die Besprechung der von ihm herausgegebenen Neujahrsblätter. — Das beigegebene Bildniß des Greisen, nach dem im Jahr 1802 gemachten Portrait Bögelin's als Bräutigam konstruirt, hat wenig Werth.

<sup>143)</sup> Bögelin's Arbeit ist der tabellarische Nachweis der von Reinhard Köhler gemachten Entdeckung, daß Herder seine Romane vom „Cid“ nicht von den spanischen Originalen, sondern nach einer französischen Prosabearbeitung derselben gedichtet („Herders Cid und seine französische Quelle. Von H. K. Leipzig 1867“). Dieser Nachweis wurde als Anhalt für weitere Forschungen über das doch noch nicht völlig gelöste Problem der Entstehung des Herder'schen Werkes von den verschiedensten Seiten sehr begrüßt. Vergl. die Besprechungen zum „Württembergischen Staatsanzeiger“ vom 22. Januar 1879 — in der Beilage zur „Magdeburgischen Zeitung“ vom 6. Februar — in der Beilage zur „Wiener Abendpost“ vom 8. März — in der Sonntagsbeilage zur „Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung“ vom 16. März — in der „Deutschen Rundschau“, Mai, S. 330 — in der „Europa“, XIV, S. 649 — in dem „Grenzboten“, I, S. 273 zc.

<sup>144)</sup> Nach Bögelin's Tode erschien aus der Feder eines seiner Lieblingschüler und jüngern Freunde der in Anmerkung 99 genannte, ebenso wahrhaft als pietätvoll geschriebene Nekrolog, der unsere eigenen Beobachtungen auf's Erwünschteste ergänzte. Zugleich aber enthält die Skizze so manche anmuthige persönliche Erinnerungen, und giebt ein in seiner Uebersichtlichkeit so wirksames Bild Bögelin's, daß wir ausdrücklich auf sie verweisen.

Auch in dem Nachruf, der in liebevollem Sinne dem „Zürcher Taschenbuch“ für das Jahr 1881 vorgelegt wurde (s. Anmerkung 129), findet sich Manches, was hier nur angedeutet werden konnte, eingehend ausgeführt.

Ein gehaltvolles Wort der Erinnerung widmete der Präsident der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz dem Verstorbenen, der seit 1845 ihr angehört hatte, bei der Jahreszusammenkunft vom 9. August 1881 (Anzeiger für Schweizerische Geschichte, 1881, S. 415; vergl. S. 372).



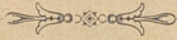
## Uebersicht der Druckschriften Vögelin's.

1831. Rede zum Gedächtniß Zwingli's (U. Zwingli's Todtenfeyer, gehalten auf dem Schlachtfelde zu Kappel den 11. Weinmonat 1831. Zürich, bei David Bürkli und in der Trachslerschen Buchhandlung. Zweite Rede, S. 13—20).
1832. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek (Lebensabriß des Franz Urs v. Balthasar von Luzern).
1833. Plutarchi Vita M. Bruti. Edidit atque illustravit A. Salomo Voegelinus Turicensis. Turici ex officina Orellii, Fuesslini et Sociorum.
1838. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek (Lebensabriß des M. Otto Werdmüller).
1838. Platon's Gorgias. Übersetzt von Georg Schulthess. Von neuem durchgesehen und bearbeitet. (Vorwort unterzeichnet S. V.) Zürich, gedruckt bei Drell, Füßli und Comp.
- Zweite Auflage 1857:  
Platon's Gorgias. Nach der Übersetzung von Georg Schulthess von neuem bearbeitet von Salomon Vögelin. Zürich, Druck und Verlag von Drell Füßli und Comp.
1838. Deutsches Lesebuch zum Gebrauch der ersten Schulen. Poetische Abtheilung. Erstes Heft. Zürich, Druck und Verlag von Drell Füßli und Comp.
- Erhielt 1841 ein neues Titelblatt und ein etwas verändertes Vorwort.
1839. Deutsches Lesebuch zum Gebrauch der ersten Schulen. Poetische Abtheilung.
- Zweites Heft. Erhielt 1841 ein neues Titelblatt.
- Drittes Heft. Erhielt 1841 ein neues Titelblatt.
- Fünftes Heft. Erhielt 1841 ein neues Titelblatt.
- Zürich, Druck und Verlag von Drell Füßli und Comp.
1839. Beleuchtung des „Freien Wortes an die freien Zürcher“ betreffend Doktor Strauß und seine Lehre. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyer.
1840. Joannæ Graiæ Litteræ ad H. Bullingerum. Johanna Grey's Briefe an Heinrich Bullinger. Diplomatischer Abdruck des Originals nebst deutscher und englischer Übersetzung. Denkschrift zum Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst. (Mit Facsimile des zweiten Briefes). Zürich, Druck und Verlag von Drell Füßli und Comp.
1840. Weihnachtsgabe zum Besten der Brandbeschädigten in Chrikon, Kanton Zürich. Mit Beiträgen von A. C. Fröhlich, K. K. Hagenbach, W. Wackernagel und Andern. Herausgegeben von K. L. Schuster und S. Vögelin, Zürich bei Meier und Zeller.
1841. XLI. Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft (Die Klosterschule in Kappel und das Alumnat in Zürich).

1841. Deutsches Lesebuch zum Gebrauch der ersten Schulen. Poetische Abtheilung. Viertes Heft. Zürich, Druck und Verlag von Orell Füßli und Comp.
1841. A. S. Voegelini ad Jo. Georgium Baiterum de Platonis Symposio et Phædro epistola critica. Turici Typis Zürcheri et Furreri.  
Wiederabgedruckt in:  
Platonis Symposium, Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus, Jo. Caspar Orellius, Aug. Guil. Winckelmannus. Accesserunt A. S. Voegelini ad J. G. Baiterum epistola critica et Hermanni Sauppîi de consilio Symposii dissertatio 1841.  
Platonis Phædrus, Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus, Jo. Caspar Orellius, Aug. Guil. Winckelmannus. Accessit A. S. Voegelini ad J. G. Baiterum epistolæ criticæ pars altera 1841.  
Turici impensis Meyeri et Zelleri, Successorum Ziegleri et filiorum.
1842. Plato's Unterredungen über die Gesetze. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Schultheß. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Salomon Bögelin, Professor am Gymnasium in Zürich. 2 Theile. Zürich, im Verlage von Meier und Zeller.
1844. Notizen über das Stift zum Großmünster vor der Reformation. Von S. Bögelin Sohn, Professor. (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, II. Band, II. Abth., Heft 10).
1845. Geschichte des Klosters Kappel im Kanton Zürich von Professor S. Bögelin (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, III. Band, Heft 1).
1846. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses. Neuntes Stück (Lebensabriß des Pfarrers Friedrich Ludwig Hafner).
1847. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek. Sechstes Heft.
1848. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek. Siebentes (Schluß-)Heft.
1850. Dreizehntes Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses (Lebensabriß des Pfarrers und Kirchenrathes Salomon Bögelin).
1850. Schreiben an das Comité der Chorherren-Baute von Herrn Professor S. Bögelin. Als Manuscript für Freunde.
1850. Probe einer Übersetzung von Aischylos Persern. Von Prof. S. Bögelin. Beilage zum Programm der Zürcherischen Kantonschule zur Eröffnung des neuen mit dem 15. April 1850 beginnenden Schuljahres.
1853. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster.
1853. Akademische Vorträge von Zürcherischen Dozenten (Erster Zyklus). VI. Die literarische Bedeutung Zürichs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Salomon Bögelin, Professor in Zürich. Zürich, S. Höhr.
1854. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster (Schluß).
1854. Probe einer Übersetzung aus Aristophanes Fröschen. Von Dr. S. Bögelin, Professor. Beilage zum Programm der Zürcherischen Kantonschule zur Eröffnung des neuen mit dem 1. Mai 1854 beginnenden Schuljahres.

1854. Erinnerungen an 1804. Einem kleinsten Kreise von Jahrgängern vorgelesen am 12. Mai 1854 (Als Handschrift gedruckt. Druck von Drell, Füssli und Co.).
1855. Akademische Vorträge von Zürcherischen Dozenten, Wintersemester 1854—55. II. Mischylos. Von Salomon Bögelin, Professor in Zürich. Zürich, S. Höhr.
1856. Übersetzung von Demosthenes dritter Philippischer und der Rede über die Dinge im Chersones. Von Dr. S. Bögelin, Professor. Beilage zum Programm der Zürcherischen Kantonschule zur Eröffnung des neuen mit Ostern 1856 beginnenden Schuljahres.
1857. Siebenundfünfzigstes Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1857 (Lebensabriß Sjaak Iselins von Basel).
1857. Das Diptychon des Consuls Areobindus. Von Dr. Salomon Bögelin, Professor. Zur Feier des fünfzigjährigen Amtsjubiläums Herrn Heinrich Escher, Dr. Philos., Professor der Geschichte am obern Gymnasium am 2. Februar 1857 überreicht.  
Erschien auch als Heft 4 des XI. Bandes der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
1858. Zürcher Taschenbuch. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau und Salomon Bögelin. Erster Jahrgang. 1., 2. und 3. Auflage. Zürich, Druck und Verlag von Drell, Füssli und Co.  
Von Bögelin sind das Vorwort und die „Auszüge aus Conrad Pellikans Chronik“.
1858. Agis und Kleomenes. Oeffentlicher Vortrag, gehalten den 14. Januar 1858 von Prof. Salomon Bögelin. Im Feuilleton der „Neuen Zürcher-Zeitung“ No. 26—29 und als Separatausgabe. Zürich, Druck von Drell Füssli und Co.
1858. Über Aristophanes Vögel. Ein Blatt an Herrn Professor Dr. Köchly zum Feste des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Zürcherischen Hochschule von A. Salomon Bögelin a. o. Professor. Zürich, Verlag von S. Höhr.
1859. Zürcher Taschenbuch. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau und Salomon Bögelin. Zweiter Jahrgang. — Von Bögelin sind das Vorwort und „Rudolf Collins Schilderung seines Lebens“.
1860. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1860. Mischylos Sieben gegen Thebai. Deutsch von A. Salomon Bögelin. Wilhelm Wackernagel zum Festgruß an der vierhundertjährigen Jubelfeier der Universität Basel gewidmet. Zürich, S. Höhr.
1862. Zürcher Taschenbuch. Herausgegeben von Salomon Bögelin. Dritter Jahrgang. Von Bögelin ist der Aufsatz: Conrad Schmid, Comtur zu Rüschach.
1864. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Die Briefe der Johanna Grey und des Erzbischofs Cranmer.
1864. Catalog der Stadtbibliothek in Zürich. Bd. I—IV (Von Dr. J. Horner und S. Bögelin).
1865. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Erinnerungen an Zwingli.
1866. Kritische Bemerkungen zu Platon's Symposion von S. Bögelin. An Herrn Professor Dr. Baiter. Neues Schweizerisches Museum. Zeitschrift für die humanistischen Studien und das Gymnasialwesen der Schweiz. Herausgegeben von Dr. W. Bisler, Dr. H. Schweizer-Sidler, Dr. A. Kießling. Sechster Jahrgang. Basel, Bahnmeiers Verlag (E. Detloff).
1867. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Das Freischießen von 1504.
1868. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Der Kalender von 1508.

1870. XXXIII. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1870 (Lebensbild Johann Ulrich Fäsi's). — Erschien auch, wenig abgeändert, in der Ausgabe:
1870. Zur Erinnerung an Herrn Dr. Johann Ulrich Fäsi, Professor und Rektor am zürcherischen Gymnasium. Von Dr. S. Bögelin, Professor am Gymnasium. Beilage zum Programm der Kantonschule in Zürich. 1870.
1870. Wilhelm Wackernagel. Höpfer und Zacher, Zeitschrift für Deutsche Philologie, Bd. II, S. 330—342.  
Wieder abgedruckt in W. Wackernagels kleinen Schriften, Bd. III (S. 434—442) 1874.
1871. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Konrad Pellikan.
1873. Gedichte von Wilhelm Wackernagel. Auswahl. (Mit Vorrede von S. Bögelin, datirt vom Oktober 1872). Basel, Schweighauser.
1879. Herders Eid, die Französische und die Spanische Quelle. Zusammengestellt von A. S. Bögelin. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.







## Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

### Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.  
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.  
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.  
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montperoux.  
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.  
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.  
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.  
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.  
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.  
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.  
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.  
1864. Briefe der Johanna Grey und des Erzbischofs Cranmer.  
1865. Erinnerungen an Zwingli.  
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.  
1867. Das Freischießen von 1504.  
1868. Der Kalender von 1508.  
1869. Herzog Heinrich von Rohan.  
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.  
1871. Konrad Pellikan.  
1872—1873. Die ehemalige Kunstammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.  
1874. Die Legende vom heil. Eligius.  
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrter, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.  
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.  
1879—1882. Die Holzschnidekunst in Zürich im sechszehnten Jahrhundert. 4 Hefte.  
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.  
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Wögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrath. 2 Hefte.  
1886—1887. Lebensabriß von N. Salomon Wögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.

